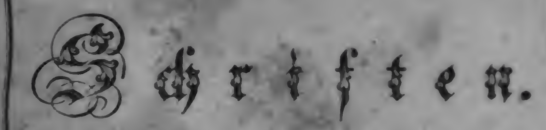
Vermischte



Schriften.

Von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Leipzig

F. A. Brockhaus.

1842.

Vermischte
Schriften.

Von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

Oeffentliches
Leben in Deutschland.

1838 — 1842.

Von

Karl Gutzkow.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1842.

Vorwort.

Wenn diese kleinen Schriften dem Leser so erfreulich sein sollten, wie ihre Zusammenstellung dem Verfasser belehrend war, so hätten sie ihren Zweck in gleichem Maaß erreicht.

Sie enthalten die Quintessenz einer mehrjährigen journalistischen Thätigkeit. Sie noch einmal überlesend, feilend, ordnend, konnte der Verfasser über sich und seine Zeit die ernstesten Betrachtungen anstellen. Von all unserm Wirken und Schaffen, von allem Denken selbst und Meinen — wie viel gehört doch dem Augenblick! Wie beruhigt sich die Leidenschaft, wie dunkeln die einst so frischen hellen Farben nach! Wofür wir nur in Haß erglühten, wie

läßt es jetzt uns kalt! Was uns früher gefahrvoll schien, würden wir jetzt belächeln. In Vielem, was unsre ganze Seele füllte, würden wir Noth haben, uns wieder zu erkennen.

Die beschämenden Resultate einer solchen Selbstprüfung werden aber aufgewogen von den erhebenden. Während die Welt an unserm Innern zerrt, während die Glieder unsres innersten Menschen von tausend Foltern aus ihren Fugen gerenkt werden, während oft uns Augenblicke überkommen, wo es uns ist, als ginge unser ganzes Seyn auseinander und löste sich der Bau und die Harmonie unsres Wesens in wilde und unzusammenhängende Dissonanzen auf — wie tröstend ist da ein Rückblick auf die Vergangenheit! Man fühlt sich wieder einig mit sich selbst, man sieht durch alle noch so vereinzelten Spuren unsrer Thätigkeit sich hindurchziehen einen einigen, festen, redlichen Willen, einen starken unbestochenen Glauben, eine sichre, Muth und Freude spendende Hoffnung. Was wir heute denken — o, wir haben es immer gedacht: was wir heute lieben, wir haben es immer geliebt. Das, was uns beschämte, war nur die flüchtige Form; was uns erhebt, ist der unwandelbare Inhalt.

Möchten diese Blätter dazu beitragen, ausgleichend und vermittelnd auf das Urtheil der Mitwelt einzuwirken! Wir säen ja alle nur und harren des Tages der Garben.

Hamburg, den 15. Januar 1842.

G.

Inhalts-Verzeichniß

des

Ersten Bandes.

Oeffentliches

Leben in Deutschland.

1838 – 1842.

Ueber

die Entsetzung des Erzbischofs von Köln

und

die Hermes'sche Lehre.

Napoleon auf St. Helena versöhnte Die, welche nach dem Brande von Moskau und dem Rückzuge über die Beresina kein Mitleid für ihn hatten; Hildebrand, in der Verbannung von Salerno, ließ die Winternacht von Canossa vergessen; ja selbst Karl X. in Prag und Grätz löschte die Thorheiten des Grafen von Artois, löschte die Wiederherstellung der Jesuiten aus. So soll uns auch keine Parteimeinung und Leidenschaft bestimmen, von dem Bilde des greisen nach Minden abgeführten Priesters jene poetische Färbung zu nehmen, die in der That auf dem apostolischen Trotze des Mannes liegt. Es rührt, ihn sich mit seinem heiligen vom Papst gekauften Pallium zu denken, das, gewebt von Nonnen, eingesegnet in der Peterskirche, ihm ins nicht ferne Grab folgen wird. Es rührt, eine Kraftnatur zu sehen, die die Wellen des Schicksals über sich zusammenbrechen läßt und ihren Trost darin

findet, daß ihr alle Stürme nicht den Segen vom Haupte wehen können, den ein Stellvertreter Christi darauf mit heiliger Hand zurückgelassen hat. Ein eignes Zusammentreffen des Namens —! Der starre Mann wollte den Fischerring seiner geistlichen Würde nicht in die hohe Fluth des Schicksals werfen und sich schämen, wenn er einst bei angenommener Entschädigung in einem Karpfen an seiner reichbesetzten Tafel das heilige Polykrateszeichen wieder erblickt hätte. Er warf diesen Ring, der freilich ein Glied in der Kette des Aberglaubens werden sollte, nicht in die erzürnte Fluth und muß uns groß erscheinen — trotz seines Verbrechens gegen das Jahrhundert.

Die Entsetzung des Herrn von Droste-Vischering ist ein Ereigniß, das vielleicht nur wenig sichtbare Thatsachen zur Folge haben wird. Die Preußische Regierung wird wohl bedacht sein, diese außerordentliche Maaßregel wieder in das Gleis einer ebenmäßigen, stetig fortschreitenden Staatsentwickelung zurückzulenken. Allein in moralischer Rücksicht bilden sich andre Betrachtungen. Es scheint fast, als hülfe sich zuweilen der Zeitgeist selbst durch Explosionen des gefährlichen Gases, das sich hier und dort in der Atmosphäre bildet; es scheint fast, als müßten alle Stichwörter des Parteiwesens, alle annähernden Berechnungen der nächsten und entfernteren Zukunft einmal ineinandergewirrt werden und die allmächtige Kraft Gottes erfahren. Wer gestern unser Gegner war, wird heute unser Verbündeter; die Waffe, die uns tödten soll, be-

schützt uns; wen ich kaum verklagen wollte, der giebt mir die Botschaft, daß ich mein Recht gewonnen habe. So sind hier die falschen Bundsgenossenschaften, welche bald die Demagogie, bald die Reaktion eingegangen, einmal recht zum Vorschein gekommen; das gleichartigst Scheinende wurde sich im Moment entfremdet; der Blitz fuhr herab, theilte sich, und erschlug die, so unter Bäumen standen, während der Hirt auf dem Felde verschont blieb. So hilft sich öfters die Geschichte. Sie zwingt — wie auch die Hannöverschen Angelegenheiten zeigen — wohlmeinenden Fürsten das Geständniß ab, daß es eine weltliche Reaktion gäbe, die Niemanden nützt und Allen schadet; und durch ein Ereigniß, wie das in Köln, wird nicht weniger bewiesen, daß die geistliche Reaktion und Erhaltungspolitik in ihrer Art eine eben so große Demagogie ist, wie die, welche die politischen Leidenschaften schürt. Wohl aber dem Manne, der in einer solchen Auflösung scheinbarer Freundschaften, in dieser chemischen Zersetzung der Meinungen und Theorieen des Tages, in diesem unwillkürlichen Dienste, den sich feindliche Parteien leisten müssen, indem Einer sich des Andern, um gerechtfertigt zu sein, bedienen muß, die mit göttlichem Humor waltende Hand der Geschichte sieht und vertrauensvoll zur ewigen Sonne aufblicken kann!

Preußens Entschluß ist eben so kühn, wie gedankenreich. Die Regierung kann nicht vermeiden, daß das Ereigniß von verschiedenen Seiten angesehen, ja selbst sogar

ihre Auffassung, in dem ganzen Vorfall nur einen Akt der Souveränität geben zu wollen, gegen eine umfassendere und mehr als ein bloßes Staatsvergehen in die Betrachtung ziehende vertauscht wird. Nachstehende Bemerkungen versuchen es, das denkwürdige Ereigniß an Vergangenes und Gegenwärtiges zu knüpfen und dem Publikum einen sichern, bequemen und anmuthigen Ort zu zeigen, von welchem aus dieser Vorfall sich deutlicher abrundet, tiefer erklärt und in die Zukunft hellere Schlaglichter wirft.

Der vorige Erzbischof von Köln, Graf Spiegel von Desenberg, war nur um wenig älter, als Herr von Droste-Vischering, und dennoch hatte er in der Geschichte seiner Zeit andre Erfahrungen gemacht. Graf Spiegel hatte die Revolution erlebt, er hatte die ungeheure Gefahr ermessen können, welche die katholische Kirche in Frankreich lief, er sah das dünne Haar, an welchem der Schlüssel Petri hing. Zu gleicher Zeit drohte auch der katholischen Kirche Deutschlands, wenigstens den fortdauernden Römischen Beziehungen, nicht geringe Gefahr. Während sich in Frankreich die gallicanische Kirche ausbildete, hätte durch die Emser Punktation leicht eine deutsch-katholische Kirche, in völliger Unabhängigkeit vom Papste, entstehen können. Die deutschen Bischöfe würden, ohne die Gefahr der nahenden kriegerischen Stürme, welche ganz Europa erschüttern sollten, einen Bund geschlossen haben, dessen letzte Spitze allerdings die moralische, aber nicht mehr die hierarchische Kraft des

Papstes gewesen wäre. Wer solche Stürme erlebt, wer Nationen gesehen hat, die erst ihren Glauben an Gott durch Dekrete wiederherstellten, konnte sich wohl beruhigen, wie die Zeit allmälig wieder von religiösen Interessen erwärmt, wie der Sieg über Napoleon auch überall die Veranlassung zu einer sanftern Stimmung der Gefühle wurde; konnte sich beruhigen, wenn er Fürstenbündnisse auf den Grund des dreieinigen Gottes geschlossen, religiöse Institutionen mit heiliger Scheu wiederhergestellt, Zumuthungen übertriebener Neuerungssucht, z. B. in Sachen des Cölibats, vom Staate mit würdiger Sorgfalt für die Interessen der katholischen Kirche zurückgewiesen sahe. Der vorige Erzbischof hatte eine so entschiedene Einsetzung der katholischen Kirchenverfassung in ihren frühern Stand erfahren, daß er selbst Sorge trug, ihr die Bedingung des Zeitgemäßen zu geben. Er stellte sich, ein sanfter, toleranter Priester, an die Spitze jeder nützlichen, nothwendigen Reform, hatte unbedingtes Vertrauen zur religiösen Stimmung des Preußischen Ministeriums, und ich kann sogar nicht umhin, Worte hier anzuführen, die er zu einem meiner Freunde, einem jungen israelitischen Gelehrten, sprach, dem der Staat so lange nicht entgegen kam, als er sich nicht wollte taufen lassen. „So lange der Staat Sie verstößt," sagte der würdige Greis, „sollen Sie sehen, daß die Kirche noch toleranter ist. Lassen Sie sich taufen, wenn Sie's vor Ihrem Gewissen verantworten können. Wär' ich Jude, ich würd' es nicht über mich ge-

winnen können, weil es mir scheint, als bekäme Jeder mit den Umständen seiner Geburt auch eine eigenthümliche Lebensaufgabe. Jeder werde das mit Vollkommenheit, was ihn Gott werden ließ! Es würde mich als getauften Juden immer betrüben, wenn man denken könnte, ich hätte meinen Glauben irdischer Vortheile wegen verändert." Der junge Gelehrte hatte sich, so lange der Erzbischof lebte, seiner thätigen Unterstützung zu erfreuen.

Die Ansichten des Herrn von Droste-Vischering haben dagegen einen ganz andern Anlehnungspunkt, haben ein ganz spezielles Terrain, in dessen bekannten Gränzen sie sich bewegen. Wer mit unserer innern Literaturgeschichte vertraut ist, wird wissen, welche eigenthümlichen Gedanken- und Gefühlsreihen sich an das geistige Leben Münsters anknüpfen. Es ist mir schon oft so erschienen, daß es eine verdienstliche Arbeit für den Ausbau unserer Literaturgeschichte sein würde, wenn man einmal versuchte, aus Briefwechseln und Traditionen jene verschiedenen Lebenskreise zu zeichnen, in welchen sich zu verschiedenen Zeiten die bedeutenderen Persönlichkeiten und Tendenzen unserer Literatur bewegten. So würde eine Darstellung der familiären Beziehungen, die unter Jacobi Pempelfort, zur Zeit des Reimarus Hamburg, zur Zeit der Schiller und Göthe Weimar und Jena, zur Zeit der Schlegel Berlin und zur Zeit der Brentano, Arnim und Görres Heidelberg hatten, einen weit lebenvolleren Blick in die Entwickelung des deutschen Ge-

dankens und unserer Dichtkunst werfen lassen, als die chronologisch abgerundete Literaturgeschichte, wo nur das Gewordene, nicht das Werdende, gezeichnet wird. In dieser geistigen Territorialstatistik würde auch Münster eine bedeutende Rolle spielen müssen. Münster bildete die Reaktion einer gefühlvollen Ohnmacht, einer schönseeligen Entkräftung gegen das ursprünglich so genialische Pempelfort, wo die Kreise Jakobis sowohl Göthes unbefangene und poetische Leichtfertigkeit, wie die witzige Frivolität eines Diderot, ja später sogar die kunstenthusiastische Ueberschwänglichkeit eines W. Heinse in ihrer Nähe duldeten, wo sich alle schöpferischen Tendenzen der werdenden deutschen Literatur damals durchkreuzten, wo die Kühnheit der Gedanken durch den Adel der Stirn, auf der sie geschrieben waren, durch das griechische, klassische Gewand, in welche man sie kleidete, entschuldigt wurde. Es ist bekannt, daß diese schwärmerische Stimmung später ihre griechische Freiheit verlor und daß z. B. Göthe in den Revolutionsjahren in Pempelfort seine Vorstudien machen konnte, um in Münster Niemanden zu verletzen; denn alles war auch da plötzlich Sinnpflanze geworden, jeder Scherz beleidigte, jeder Spott auf die sentimentale Vergangenheit machte Nervenzuckungen. In Münster selbst waltete die Fürstin Galitzin, die seelenverschmelzende Philosophie und platonische Liebe eines Hemsterhuis neben ihr, Hamann, verkümmert, dunkel geworden und bald an dem fremden Klima sterbend, und noch viele andere Anempfindler und schaamhafte Mimosen,

alle ein geistreich pietistisches neues Jerusalem bildend. Später kam noch der katholisch gewordene Stollberg hieher, und mancher Convertit, der sein Glück machen wollte, und es weniger redlich meinte, wie der ehemalige Freund Vossens. Dies waren die Elemente, das Material; hieraus konnten Priester und geistliche Autoritäten etwas für die Kirche und das Leben formen. Münster ist Sitz einer ansehnlichen geistlichen Administration, eine katholische Universität, eine Provinzialhauptstadt. Von hier aus durften energische Naturen eines Erfolges gewiß sein, wenn sie sich entschlossen, ihren Theorieen nun auch thatsächliche Unterlagen zu geben.

Wer möchte läugnen, daß Alles, was von dieser Partei in der katholischen Kirche und namentlich in der Wiederbelebung des starren Dogmas ausging, den Reiz einer geistreichen Ergründung, ja den Reiz der Poesie im höchsten Grade besitzt? Trocken und dürr steht die Hermes'sche Lehre neben den katholischen Philosophemen eines Franz Baader. Diese neue speculative katholische Philosophie brennt, wie die mystische Rose des Eingangsportales zu einem Dome, in hundert Farben. Die tiefste Sinnigkeit hat sich hier mit der gläubigsten Naivetät vermählt: ein Gemisch des tiefsten Ernstes und eines bedeutsamen Spieles, gleicht diese Dogmatik jenen wunderlichen plastischen Verknüpfungen, welche sich auf der Architektur des Mittelalters finden, jener gläubigen Unschuldswelt, wo Scherz und Ernst den gleichen Eindruck einer innigen

Offenbarung machen. Wenn alle Religion eine Gemüthsstimmung ist, und nichts unsern Sinnen so wahr erscheint, als die unschuldigen Täuschungen der Poesie; wer möchte diese Art, das Christenthum und die Tradition zu begreifen, nicht zu seinem Glauben, zu seinem Rosenkranze machen! Die moderne geistreiche katholische Mystik ist eine verspätete Blüthe des Mittelalters. Sie ist schön und rührend, wie das malerische Abendroth der untergehenden Sonne.

Nun ist aber in dem Grade Niemand unschuldig, daß er nicht auch seinen Lilienstengel zum Scepter machen würde, wenn er wüßte, sich ein Reich damit zu erobern. Die geistreichen Dichter und Philosophen sind bei ihren mystischen Phantasmagorieen nicht stehen geblieben; nicht bloß an den Wänden kleiner Waldkapellen wollten sie sie gaukeln lassen, sondern an den Wänden der Kathedralen, der Münster, der Peterskirchen. Sie pilgerten nicht bloß barfuß und mit dem Muschelhute, wie Clemens Brentano, gen Rom, um dort gewesen zu sein und die Zehe des Papstes geküßt zu haben; sondern sie bringen ihm auch Briefe mit, die in ihrem Wanderstab verschlossen waren; sie bieten ihm die Fäden eines neuen Verbandes mit der deutschen Kirche an, die ein wenig dauerhafter und fester sind, als die Fäden der Concordate. Sie schildern die Hirtenlosigkeit der katholischen Heerde in der Heimath, die Abhängigkeit der Bischöfe von den Landesherren, die Kühnheit der Ständeversammlungen, welche die Abschaffung des Cöli-

bats beantragen, den Rationalismus der vom Staate geduldeten Universitätslehre, und bieten dem Papste eine Macht an, die dieser in Frankreich, Spanien, Portugal, überall verloren hat. Deutschland, die Wiege der Reformation, Deutschland, dem Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel gehören, soll Römischen Priestern überantwortet werden, welche unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Wissenschaft nicht verstehen. Illusionen sollen uns an die grünen Hüte und rothen Strümpfe der Cardinäle fesseln. Einer raffinirten Auffrischung der verloschenen Farben des Mittelalters, Priestern, die aus dem Zuge der Zeit längst heraus sind, Italiänern, die die Gründe unsrer poetischen Hingebung nicht verstehen, sollen wir die geistige Größe unsres Vaterlandes, die Höhe unsrer Bildung, sollen wir die naive Thorheit unsres einmal an Autoritäten so gern sich fesselnden Gemüthes opfern!

Ich spreche nur von dem Tieferen und Edlen, was sich bei dieser Betrachtung aufdrängt und verschweige die Intrigue, den Ehrgeiz, überhaupt die schlechten Motive. Die bloße Annahme, als triebe Aberglauben und störrischer, formeller Fanatismus zu jenen Römischen Umtrieben, scheint für unser Zeitalter zu demüthigend, als daß man nicht nach edlern Beweggründen für sie forschen sollte. Indessen darf man sich nicht Alles, was in dieser Rücksicht sich hat geltend machen wollen, zu schönem und entschuldigendem Lichte ausmalen. Wer kann den Einfluß der

Jesuiten berechnen? Wer jene Andeutung über den Zusammenhang mit Belgischen Priesterumtrieben? Wer kann bei Herrn von Droste nachweisen, in wiefern sich nicht Westphälischer Ritterschaftstrotz und feudalistischer Privilegiengeist in seine Opposition gegen die Regierung mischt? Unerwähnt aber darf nicht gelassen werden, daß zwischen München und Köln Würzburg und Aschaffenburg in der Mitte liegen, zwei katholische Nester, wo die lichtscheusten Eulen ausgebrütet werden, die man nach Athen zu Markte tragen will, wo Weltpriester, Klostergeistliche und Laienbrüder eine Verschwörung eingegangen zu haben scheinen, die Politik auf den erbärmlichsten Servilismus, und die Religion auf den abscheulichsten Aberglauben zurückzuschrauben. Ein Beweis, daß hier alle höhere geistige Zurechnung aufhört und die reaktionären Umtriebe nur eine umgekehrte Demagogie sind, die sich lediglich im Geiste des Widerspruches gefällt, liegt z. B. darin, daß Herr von Pfeilschifter bei jenen Artikeln gegen Preußen nicht unbetheiligt ist, und zweitens, daß das Hauptorgan derselben, die Würzburger Zeitung von einem getauften Juden redigirt wird, der früher ein so großer Revolutionär, wie jetzt Conservativer ist*). Der Ultra=

*) Dieser Herr redigirte früher in Regensburg eine Zeitung, die die Regierung unterdrücken mußte. Seitdem wurde er katholisch, schrieb die papistisch gedachten Briefe über Irland (bei Cotta) und treibt nun sein Wesen in der Würzburger Zeitung. Er heißt Zander.

Royalismus ist so gut eine Revolution, wie der Jacobinismus. Jener würde keines der Mittel verschmähen, welche dieser zu gebrauchen pflegt. Männer, wie Pfeilschifter, J. Jacoby, die Herausgeber des Berliner politischen Wochenblattes, die Souffleure der neuesten Hannöverschen Politik, machen mehr Unruhe im Lande, als der Liberalismus, mit dem sich die Regierungen jetzt verbünden müssen, weil Vorgänge, wie die Kölner, nur von ihm richtig können gewürdigt und aufrichtig gebilligt werden.

Sehr scharf trennen sich nun von allen diesen Tendenzen innerhalb der katholischen Kirche zwei andre, von denen die eine mehr indifferent geblieben, die andere entschieden mit der päpstlichen Parthei in Conflikt gerathen ist. Jene ist die Richtung, die Möhler der katholischen Theologie gegeben hat, eine mehr historische, wo es leicht ist, die wunden Stellen der Tradition zu umgehen; dies die Lehre von Georg Hermes.

Wollte man die Hermes'sche Richtung ganz einfach mit der Bezeichnung: Sie ist der Rationalismus in der katholischen Theologie! entlassen, so würde man ihr, je nachdem man den Rationalismus versteht, entweder zu viel oder zu wenig Ehre anthun. Sie ist tiefer und ernster als die gewöhnliche Aufklärung; und wiederum nicht so tief, nicht so freisinnig, wie eine religiöse Philosophie, die allein auf den göttlichen Theil der Vernunft begründet wäre. Wenn etwas durch sein Gegentheil besser, als durch sich selbst erläutert wird und die Polemik einer Schule die

Schule deutlicher schildert, als ihr System, so läßt sich schon ein tiefer Blick in die Hermes'sche Lehre werfen, wenn man weiß, was sie hauptsächlich zu vermeiden sucht. Sie will gerade jene geistreiche spekulative Dogmatik des Tages vermeiden, weil ihr diese das Christenthum und insbesondere den Katholizismus nur als ein Gefäß für einen anders woher genommenen beliebigen Inhalt zu halten scheint. Hermes verfolgt jene moderne Mystik, die ihre Phantasieen in die kirchlichen Dogmen übertrug und weit mehr für ihre poetischen Einfälle, als die Traditionen der Offenbarung, denen jene nur scheinbar zu Gute kommen, eingenommen ist. Hermes greift deshalb schon in der historischen Entwickelung der dogmatischen Methode alle Uebertragung fremdartiger Spekulationen in die Reinheit des christlichen Lehrbegriffes sehr heftig an und behandelt sogleich den Clemens von Alexandrien, wegen dessen confuser Mischungen verschiedener Bildungselemente, mit einer sehr freimüthigen Geringschätzung.

Inzwischen ist die Hermes'sche Lehre zu so großer Bedeutung gekommen, daß wir uns gewiß den Dank unsrer Leser verdienen, wenn wir ihnen die wesentlichen Bestimmungen und Eigenthümlichkeiten derselben klar und ohne Voraussetzung gelehrter Hülfskenntnisse auseinandersetzen.

Wir Protestanten sind gewohnt, den Werth irgend einer Auffassung der katholischen Glaubenslehre nach dem Grade zu beurtheilen, in welchem sie sich entweder der Philosophie oder der Reformation nähert. Je mehr Zu-

geständnisse uns der katholische Geistliche macht, für desto aufgeklärter halten wir ihn. Sehen wir ihn behend auf seinen seidenen Strümpfen, heiter in Gesellschaft der Frauen, lächelnd, wenn von dem Cölibat die Rede ist, gleichgültig, wenn er von seinem Amte, wenn er von der Stellung der Hierarchie spricht; so pflegen wir einen solchen Kaplan oder Domvikar geistreich, gebildet, aufgeklärt zu nennen. Wir halten dafür, daß ihn nur äußere Umstände verhindern, ein lästiges Joch abzuschütteln, daß er nicht der Letzte beim Uebertritt sein würde, wenn andre nur die Ersten sein wollten, und es giebt katholische Geistliche genug, die diese protestantische Gesinnung bestätigen. Indessen ist dieser Maaßstab, die Katholiken zu beurtheilen, unbillig und in Betreff der Wissenschaft durchaus unzulänglich. Hermes ist nirgends geneigt, seinem Glauben, dem Lutherthum gegenüber, irgend etwas zu vergeben.

Im Gegentheil beseelte ihn ein Eifer gegen die Protestanten, dem er, wenn er aus angeborner Leidenschaft herrührte, eine künstliche Unterlage zu geben wußte. Es ist ein theoretisch-dialektischer Widerwille, den Hermes am Protestantismus empfindet. Er wirft ihm ein scholastisches Verfahren in der Methode vor, er zeiht ihn eines formellen Mechanismus, mit dem er äußerlich verbinden wolle, was nur organisch zusammenhängen könne. Ueber die Ansicht Luthers vom Abendmahl bricht Hermes den Stab, wie wir es über irgend eine Grille der scho-

lastischen Philosophie thun würden. Er hat hier sogar einen Vorsprung vor Luther voraus, da wir gestehen müssen, daß seine Theorie weit natürlicher erscheint, und die katholische Kirche, deren Satzungen Hermes überall nur wiedergeben will, Bewunderung verdient, wenn sie darin etwas Natürliches sieht, worin Luther durchaus nur etwas Geheimnißvolles sehen wollte. Hermes hat den Vorsprung, daß der Protestantismus die Lehren der Dogmatik vereinzelt und jede nach den ihm grade zu Gebote stehenden Mitteln zu erklären sucht. Die hiebei vorkommenden Fehler der Methode lassen nicht selten Widerlegungen zu, die um so schlagender sind, jemehr sie sich auf den Erweis eines vom Gegner angewandten logisch-mechanischen Verfahrens stützen. Hermes überflügelt (z. B. bei der Frage über die Taufe oder die Seeligkeit der unmündigen Kinder) nicht selten den Protestantismus an Freimuth, wenn man auch hinzufügen muß, daß er diese Erfolge nur einer unbewachten Stellung des Gegners, nicht einem im Großen und Ganzen freimüthig angelegten und auf eine mit der Philosophie vermählten Theologie gegründeten Systeme verdankt.

Die Wege, auf denen man zum Glauben kommt, sind zahlreich und geheimnißvoll. Einer aber unter ihnen ist auch der, daß sich von einem einzelnen in unserm Herzen oder Verstande erleuchteten Punkte aus eine Helle über unser ganzes Gemüth verbreitet, die alle unsere Sinne

blendet. Wer in dem System eines Philosophen einen Paragraphen entdeckte, der ihm wie eine längst geahnte und gesuchte Thatsache entgegen tritt, der all seine Gemüthskräfte aufrüttelt und dem Unbewußten, Schlummernden schnell eine erleuchtende Beziehung giebt; wird der auch nicht für das Ganze gewonnen sein? Er wird vielleicht die große Pforte vermeiden, über welche der Philosoph selbst geschrieben hat: Hier ist der Eingang in meine Mysterien! aber einen Nebeneingang sucht er sich und kommt in das innere Heiligthum, wenn auch auf originellem, nicht systematischem Wege. Wie viele derartige Schüler hatten nicht Schelling und Hegel! Und wie viel begeisterte Jünger strömen nicht Christus noch immer auf diesem Wege zu! Sie nehmen ihren Weg weder durch die Sakramente der Kirche noch durch die Capitel des neuen Testamentes, sondern, wie Saulus, haben sie auf dem Wege nach irgend einem zufälligen und der Religion ganz abgewandten Damaskus plötzlich eine Lichtoffenbarung am Wege, die sie blendet und ihnen für Alles so den Glauben giebt, daß sie das Einzelne nicht mehr sehen. Dichter wenden sich zu Christus, weil sie in der Bibel ächte Poesie finden, Künstler, weil sie eine Osternacht in der Peterskirche feiern sahen. Wer einen Freund gewinnt, liebt auch dessen Freunde. Wen ich als Gatte heimführe, dem werd' ich bis in das fernste Glied seiner Familie verwandt. So sah' ich manchen geistreichen Mann, dem der Ruf nachsagte: Er ist ein Mystiker! Er war es in hun-

dert Sachen, weil er in einer einmal durch Mystik unendlich selig geworden war.

Auf Hermes angewandt, soll diese Erfahrung die Möglichkeit beweisen, wie erstens eine am Protestantismus entdeckte Blöße einem Denker den Fanatismus geben kann, über sein Ganzes den Stab zu brechen, und wie zweitens einige Sätze aus dem katholischen Lehrgebäude, die Hermes mit seiner Verstandes-Dialektik zu beweisen vermochte, einen solchen Glanz über die ganze dogmatische Reliquien-Pyramide bei ihm werfen können, daß wir (unbefangene Layen!) staunen müssen, den Lehrer auch da überwältigt zu sehen, wo unter unseren protestantischen und gar erst philosophischen Füßen schon der Boden des Glaubwürdigen wanken dürfte. Ja es ist fast, wenn man Hermes mit so viel Berufung auf die Philosophie hier, und mit so viel Gleichmuth bei gewissen so transcendenten Dogmen dort auftreten sieht, als müßte man fragend ausrufen: Ist es naturgemäß, daß wir Freiheiten, die wir uns in dem Einen erlauben, doch immer noch wieder durch blinde Abhängigkeit im Andern erkaufen müssen! Wenigstens ist die Thatsache erwiesen, daß wir in Hermes' dogmatischem Systeme bald die trockne Vernunft eines Kant zu erkennen glauben, bald die reformatorische Mystik eines Tauler, bald aber auch die schematistisch starrste Tradition, wie sie nur in den Compendien eines Stattler, Dobmayer und Andrer auch zu finden ist.

Hermes' Dogmatik giebt den gesammten Stoff der ka-

tholischen Tradition wieder. Da ist keiner der alten Ausdrücke der Kirchenväter, keine Bestimmung der Concilien umgangen. Wir haben das gesammte Material vor uns, und es ist ein mannigfachbestimmter Geist, der darüber in der neuen Methode schwebt. Man kann nicht sagen, daß Stoff und Behandlung bei Hermes so innig verschmolzen wären, wie etwa bei Schleiermacher die subjektive oder bei Marheinecke die objektive Behandlung des Christenthums. Ein scharfer schneidender Zugwind weht oft zwischen dem todten Material und dem warmen Munde, der es durch seine Beredsamkeit und seinen Scharfsinn beleben möchte. Hermes suchte sein Hauptverdienst in der Methode; allein, wie rüstig, geweckt und lebendig sie ist, so mangelt es ihr doch an der rechten Consequenz. Selbst im Tone bleibt sie sich nicht immer gleich. Die Dogmatik verwandelt sich nicht selten in Apologetik, und Hermes, hingerissen von seiner Liebe zum Christenthum, als einer großen göttlichen Thatsache, wendet sich dann rückwärts, vertheidigt das Christenthum (sogar gegen den Vorwurf des Gemeinen!) und ruft im Zuge seiner Begeisterung, und in dem belebenden Gefühl, irgend einer Frage seinen beliebigen Gesichtspunkt, seine eigene gemüthliche Auslegung gegeben zu haben, aus: Nein, die Lehre Christi ist groß, erhaben u. s. w.! Ein Verfahren, das rührend, aber nicht wissenschaftlich ist. Der erste Paragraph zeige, was das Christenthum ist; dann haben alle übrigen nöthig, es zu erklären, aber keiner mehr, es zu vertheidigen. Diese Un-

gleichheit der Methode, die theils aus einem leicht erregten Gemüthe, theils aus einem noch gebrochenen, keineswegs dauernd concentrirten wissenschaftlichen Bewußtsein bei Hermes kommt, wird man in protestantischen Dogmatiken nicht antreffen.

Treten wir den Hermes'schen Leistungen näher, so werden wir uns vom philosophischen Standpunkte aus, mit der ersten Voraussetzung desselben nicht versöhnen können: daß nämlich das Christenthum eine Veranstaltung sei. Diesen Gesichtspunkt hält Hermes überall fest; das Christenthum ist für ihn eine beabsichtigte Institution, die nicht etwa, wie Alles, ohne Gottes Wille gar nicht sein konnte, sondern die vor andern Erscheinungen der Geschichte einen ganz besondern Vorzug genoß und einer ganz unmittelbaren Einwirkung der göttlichen Vorsehung sich zu erfreuen hatte. Das Christenthum ist bei Hermes auch in diesem Sinne eine Offenbarung. Es handelt sich bei ihm nicht um eine Frucht, die endlich durch die Zeit reif geworden war, nicht um einen Vorder- oder Nachsatz, sondern um eine einzeln stehende Erscheinung, bei welcher jedes Moment auf eine fast sinnliche Weise unmittelbar von Gott ausgegangen ist. Es fällt Hermes nicht schwer, von einer Methode zu sprechen, der Christus seines Zweckes wegen vor einer andern den Vorzug gegeben hätte; Christus, sagte er, hätte in verschiedenen Lagen verschiedene Methoden, von seinem Berufe zu lehren, gewählt. So richtig auch diese Ausdrücke von einem biogra-

phischen Gesichtspunkte aus sind, so sollten sie doch, nach dem jetzigen Stande der theologischen Wissenschaften, keine Stelle mehr in der Dogmatik finden, wie denn überhaupt Veranstaltung, Anordnung, Einsetzung, Plan, Zweck und Ziel im Beginn des Christenthums von unsern heutigen wissenschaftlichen Begriffen ebensofern liegt, wie der Ausdruck: das Christenthum wurde gestiftet. Das Christenthum schuf sich selbst und bekam erst im Verlauf der historischen Thatsachen, die die Erscheinung Christi begleiteten, sein großes Bewußtsein. Es ist allerdings zunächst Gott, der die Lehre so oder so bestimmen wollte; allein in der Philosophie darf Gott, dem Historisch-Einzelnen gegenüber nie als ein persönlicher Wille, der Wirkung gegenüber nie als die unmittelbare Veranlassung auftreten. Gott ist der Grund aller Dinge, aber nicht die nächste Ursache derselben.

Schon hieraus sieht man, daß die Hermes'sche Lehre Supernaturalismus ist und daß sie in ihren dagegen sehr abstechenden logisch-kalten Erörterungen, in ihren dialektischen Vermittelungen der Vernunft und der Tradition, in ihren mannichfachen Versicherungen, nur das Gedankengemäße aussprechen zu wollen, viel Aehnlichkeit mit jenem protestantischen Supernaturalismus hat, der bei Stäudlin u. A. sich mit der Kantischen Philosophie vermählte. Hermes frägt nie und duldet die Frage nicht: Wie ist das Wunder möglich? sondern er knüpft alles das, was seine philosophische Dogmatik beweisen soll, an die Voraussetzung

einer unmittelbaren im Christenthum gegebenen Offenbarung an. Das Wunder des Christenthumes überhaupt rechtfertigt ihm jedes andre Wunder, das nur im Christenthume enthalten ist. Er macht die christliche Möglichkeit einer Lehre z. B. von der Transsubstantiation unabhängig von der Verstandesmöglichkeit, und prüft an den Dogmen nicht, ob sie der Vernunft, sondern ob sie dem Christenthume widersprechen. Was in der Idee der Physik als unmöglich von ihm zugegeben wird, wird bei ihm möglich in der Idee der Religion. Er räumt dem zweifelnden Verstande so lange ein Recht ein, bis er mit der Voraussetzung des Christenthums, als einer Geheimnißlehre, in Widerspruch geräth*). Kann man größere Achtung vor der Tradition an den Tag legen? möchte man die römischen Ketzermacher fragen. Kann man sich besser den Rückzug decken und seine zweifelnde Speculation maskiren? werden sie antworten.

Unserm unbefangenen Urtheile wird das Hermes'sche Verfahren räthselhaft und zweideutig erscheinen, allein man muß die Schriften dieses Theologen lesen, um sich zu überzeugen, wie wenig hier von einem Rückhalt die Rede sein darf, wie innig und begeistert alle seine Behauptungen zu einem einigen Ganzen verschmolzen sind. Er ist der heiligsten Ueberzeugung, innerhalb der reinen katholischen Lehre zu sein, wenn er ungefähr Folgendes

---

*) Siehe Christkatholische Dogmatik I. S. 71.

lehrt: Die Vernunft ist von den Kirchenlehrern als Auslegung des Glaubens zugestanden worden. Es handelt sich aber nicht darum, (dies ist nach Hermes der falsche Gebrauch der Vernunft in Religionssachen) beweisen zu wollen, warum ich dies oder jenes *a priori* glaube; denn bei diesem Verfahren würde man nur innerhalb der Gränzen einer natürlichen Religion sein; sondern die Vernunft soll nur der Schlüssel zu jedem einzelnen heiligen Dogma der Kirche werden, sie soll nur helfen, nicht das Mystische mathematisch zu beweisen, sondern im Mystischen grade die religiöse Nothwendigkeit aufzusuchen und zu prüfen, ob das Geheimniß hier an seiner Stelle ist, oder nicht. Die Voraussetzung bleibt immer die Offenbarung. Glauben soll nie in dem Sinne Wissen werden, daß der Glaube aufhöre, weil in ihm das Wesen der Religion aufhören würde; sondern das Wissen bezieht sich nur auf die Ueberzeugung, inwiefern das Geheimniß glaubwürdig ist, und inwiefern es religiös und christlich ist, ein Dogma hinzunehmen als wesentlichen Inhalt der Glaubenslehre. Nicht das Verständliche soll erforscht werden; denn das Verständliche ist nicht mehr das Religiöse; nicht vor den übermüthigen Richterstuhl unsrer unzulänglichen Vernunft sollen die Sätze der Offenbarung als arme Sünder geführt und dort in unbedenkliche und bedenkliche, wahre und falsche verurtheilt werden; sondern die Vernunft soll nur in die Religion hineinwirken, nur ein Regulativ der Dogmatik sein. Sie

soll nicht beweisen, warum die Glaubenslehren vernünftig, sondern warum es Glaubenslehren sind.

Wer wird den Scharfsinn dieses Problems nicht einräumen? Eine andre Frage ist nur die, ob im Verlauf seiner Lösung sich nicht jene streng gesonderten Funktionen der Vernunft doch mit einander verwechseln und der Verstand sich aus dem Advokaten in den Richter verwandelt! Das Verfahren, welches Hermes befolgt, wird von ihm selbst folgendermaßen angegeben. „Man sucht aus der Bibel und der Tradition und den Erklärungen der allgemeinen Kirche dasjenige vor, was Beziehung hat auf die in Rede stehende Lehre. Man sieht aber hier überall, so viel möglich, selbst die Quellen ein; und das nicht blos deßwegen, um die einzelnen Stellen nach der Wahrheit zu bekommen, sondern vorzüglich auch, um sie im Contexte zu sehen. Bei der Bestimmung des Sinnes einer jeden solchen Stelle und ihres Gewichtes für die Entscheidung über die vorliegende Frage müssen alle dazu erforderlichen grammatischen, philologischen, kritischen, historischen und philosophischen Hülfsmittel zugleich vorkommen; und zuletzt muß das als ihr Sinn angenommen, und ihr ein so großes Gewicht zugelegt werden, was und als die Vernunft strenge fordert. Ist dies in Rücksicht jeder einzelnen Stelle zu einem vor der Vernunft sichern Resultate gebracht; so muß die Uebereinstimmung und gegenseitige Unterstützung aller zur Bewährung derselben Lehre untersucht und

dargethan werden. Und nun erst muß die Vernunft befragt werden: Was sie nach alle diesem hier als Lehre Jesu anzunehmen fordere? Dieses ist dann die historisch wahre einzelne Lehre. Fordert die Vernunft hienach, nichts für historisch wahre Lehre Jesu anzunehmen, so fällt die anfangs problematisch hingestellte Lehre oder Frage als Etwas, worüber die Offenbarung keinen Aufschluß giebt, aus der speziellen christkatholischen Theologie ganz aus. Nachdem so die Untersuchung über die historische oder äußre Wahrheit vollendet ist, und wo nun die Lehre Jesu historisch zuverlässig dasteht, fragt man sich nach der innern Wahrheit dieser Lehre, wenn diese anders irgend Anfechtungen unterworfen ist, aber nur insofern: ob sie andern vor der Vernunft sichern Kenntnissen widerspreche? Ist dann auch gezeigt, daß dieser Widerspruch nicht erweislich ist; so steht sie als eine von der Vernunft geforderte und eben deßwegen als unumstößliche Wahrheit da — *)."

Und in der That werden auf diese, man möchte sagen, pragmatische Art die einzelnen Lehrsätze der Kirche von Hermes erläutert. Man kann sich leicht denken, daß dies etwas breit und redselig geschieht; allein mag dieser Uebelstand theilweis auf Rechnung der Persönlichkeit des Vortrages kommen, anderntheils giebt er der Darstellung das Gepräge der Gründlichkeit und jener

*) S. Ebendaselbst S. 134.

Ueberredungskraft, die in der Erschöpfung eines Gegenstandes liegt. Die katholische Theologie war bisher einen solchen Aufwand von Hülfsmitteln, ein solches Abwägen rechts und links, Vergleichen, Sichten und Ordnen nicht gewohnt. Dem wissenschaftlichen Forschungsgeiste unserer Zeit mußte diese Behandlung um so mehr zusagen, als sie ebensowohl mit einer vollkommnen Abwesenheit aller in die Wissenschaft nicht gehörigen salbungsvollen Terminologie wie mit einem gemüthlich-wohlthuenden religiösen Ernste und einer liebenswürdigen Einfachheit und Natürlichkeit verbunden ist. Es ist mit der Hermes'schen Lehre grade nichts Bedeutendes für die religiöse Frage unsers Jahrhunderts überhaupt gewonnen; desto mehr aber für die wissenschaftliche Bildung der katholischen Geistlichkeit und eine allerdings von hier aus sich auch den Layen praktisch mittheilende Aufklärung. Da der Inhalt bei Hermes gleichgültiger ist, als seine Methode, so wirkte er auf die Schärfung der Urtheilskraft, auf das rationelle Bedürfniß. Er machte die Gemüther unbefangener, und befreite sie, ohne sie doch gänzlich zu entfesseln. Er ist ein wesentlicher, denkwürdiger Uebergang in der innern Geschichte des Katholicismus und es macht den Deutschen Ehre, daß sie diese Hoffnungsblüthe eines reifern Herbstes gezeitigt haben. Theilte sich doch der von Hermes kommende Geist selbst andern Gebieten der Wissenschaft mit, die von Katholiken nach Hermes'schen Prinzipien behandelt zu werden anfingen z. B. dem Na-

turrechte, wie es von dem leider zu früh verstorbenen Professor von Droste-Hülshoff, diesem tapfern Sickingen des neuen katholischen Luther, in Bonn bearbeitet wurde.

Weil die Mißbilligung des römischen Stuhles für uns wohl keinen Beweis gegen Hermes abgeben kann, so unterlassen wir, die Orthodoxie derselben zu vertheidigen. Das in Darmstadt erschienene lateinische Responsum auf die sechszehn Thesen, welche der gewesene Erzbischof von den Studenten in Bonn beschworen wissen wollte, versucht es, der Hermes'schen Lehre dies Prädikat trotz des päpstlichen Breves zu sichern. Dies Unternehmen kann unmöglich schwer sein; denn einmal hat Hermes, wie wir sahen, an dem Inhalt des Katholicismus nichts verändern wollen, und zweitens ist die aufgeklärte katholische Gelehrsamkeit so glücklich, daß Gott manchen Bischof, manches Conzil, manchen Heiligen erweckte, der in seinen Schriften oder Protokollen Sätze aussprach, die nie von der Kirche mißbilligt wurden, Jahrhunderte lang für orthodox galten, und dem mäßigen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen das Wort redeten. Wie manches Dogma ist verschieden erklärt worden, wie manche Streitfrage ungelöst geblieben! Der Verfasser des Responsums benutzt, wie es scheint, mit gutem Glücke, diese Widersprüche und weiß aus ihnen Rechte für Hermes herzuleiten. Wir erstaunen über das, was in die-

sem Büchelchen alles der Kirche eingeräumt, und doch als ketzerisch zurückgewiesen werden wird, wie es uns jetzt unglaublich scheint, daß vor vierzig Jahren die Stattlersche Dogmatik in den Index gesetzt werden konnte, die doch einen höchst beschränkten, aber aufrichtigen Kampf gegen Neologie, Kant, Zeitgeist u. s. w. zum Zwecke hatte, und diesen trocken und fanatisch durchführte. Rom verdammte schon damals ein Werk, das nur in seinem Interesse geschrieben war.

Die Preußische Regierung hat in ihrem Verfahren gegen den Erzbischof hauptsächlich den Gesichtspunkt der Illoyalität und des Ungehorsams festgehalten. Der Vorläufer der bekannten Maaßregel ist die gleichfalls in Darmstadt erschienene Brochüre: „Die Wahrheit in der Hermes'schen Sache," welche jedenfalls aus der Feder eines Preußischen Staatsbeamten geflossen ist, dessen geistiger Kraft, administrativer Umsicht und tiefer Menschenkenntniß die Preußische Regierung fast alle höhern Bildungs- und Wissenschaftsfragen der Rheinprovinzen anvertraut hat, und der auch in dieser schwierigen Lage des Augenblicks eine sehr wichtige Rolle, für deren energische Ausführung ihm die Wissenschaft und die Aufklärung in hohem Grade verpflichtet sind, zu übernehmen hatte*). Die erwähnte Brochüre setzt mit der unterrich-

*) Herr von Rehfues.

tetsten Sachkenntniß das Verhältniß des Erzbischofs von Köln zur Hermes'schen Lehre und zu der Preußischen Regierung auseinander, und läßt, da nun der entscheidende Schlag geführt worden ist, noch eine weit deutlichere und unumwundenere Darstellung der verschiedenen vergeblich versuchten Ausgleichungen erwarten. Unwiderleglich ist hier der Beweis geführt, daß der Erzbischof seiner Regierung gegenüber sich selbst in den Anklagestand versetzt hat. Denn wenn er nur den einen Satz des Landrechts beschworen hat: Kein Bischof dürfe päpstliche Bullen oder Breven verkündigen und in Ausführung bringen, ohne die Genehmigung der Landesbehörden; so hat Herr von Droste durch seine Schritte gegen die bonner Professoren sich um den Haupttitel des Rechts gebracht, in welchem der fanatische Mann sich zu befinden träumt. Die Schrift des Herrn von R. deutet ein mildes Verfahren an, welches die Regierung gegen den Erzbischof versuchte, und ihrer Versöhnlichkeit die volle Genugthuung giebt. Diese Nachsicht des Preußischen Ministeriums ist um so glaubwürdiger, als es keinesweges Biester-Nikolaische Tendenzen sind, welche Herrn von Altenstein beseelen; sondern im Gegentheil ist das Preußische Ministerium weit entfernt, der Religion überhaupt irgend etwas von ihren positiven Unterlagen zu nehmen, ja nicht einmal die Hermes'sche Lehre, als ein auf die Kant'sche Postulaten-Theorie gebauter Kritizismus, mag das höhere speculative Bewußtsein jener bekannten Männer befriedigen,

welche in Berlin das geistliche und Unterrichts-Ministerium bilden. Man bedenke, daß sogar Geistliche von pietistischer Färbung in demselben Sitz und Stimme haben, und daß von dieser Seite aus gegen die Römische Hierarchie auffallenderweise nie eine unbedingte Feindseligkeit in Gang kommen will. Inzwischen hat das Ereigniß die Wendung genommen, daß man katholischerseits in dem Verfahren gern die Entrüstung des bedrohten Protestantismus sehen möchte, und in der That, die nächst England stärkste protestantische Macht in Europa möge doch keinen Anstand nehmen, diese Zurechnung zu unterschreiben, sich an die klaren hellblauen Augen Friedrichs des Großen zu erinnern, und mit stolzer Ruhe jene Bayonette zu zählen, welche Preußens natürliche Gränze bilden!

In den publizistisch-polemischen Erörterungen, welche die Entsetzung des Erzbischofs und die Anrede des Papstes zur Folge haben werden, kann natürlich der Hauptgesichtspunkt kein anderer sein, als der in jener Brochüre und dem Königlichen Publikandum herrschende der Widerspänstigkeit eines Priesters gegen die Staatsgewalt. Allein für die Bildung eines freien Urtheils im Publikum möchte dieser Gesichtspunkt der Frage schwerlich ausreichen. Unsre Zeit ist nicht gewohnt, an den Prärogativen der weltlichen Macht ein so besonderes Interesse zu nehmen! Die Frage muß in eine der Zeit zu-

sagende Richtung gebracht, sie muß in der That als ein Moment in dem großen Kampfe für geistige und bürgerliche Freiheit, der unser Jahrhundert beseelt, angeschlagen werden. Mag Preußen einen auf Buchstaben oder Paragraphen des Landrechts und des Confordats sich stützenden Prozeß gegen den Erzbischof einleiten; es darf die moralische Beweisführung seiner guten Sache nicht zurückweisen, die Interessen der wissenschaftlichen Forschung, die innere, aus deutschen Voraussetzungen der Philosophie sich entwickelnde Ausbildung der katholischen Kirche, die Befreiung Deutschlands von einem Einflusse, den nicht einmal Spanien, nicht Portugal mehr dem apostolischen Stuhle einräumen. Ein Fähnlein von Rittern und Grafen mit ihren Wappenherolden und Reisigen ist ganz mittelalterlich gen Berlin gezogen und hat die kühnen Schul- und Regierungsräthe zur Rede stellen wollen. Die Feudalinteressen sind es zunächst, die sich in dem gegen die geistliche Macht geführten Schlage mitgetroffen fühlen. Man wird hier fast an das schwache belgische Königthum und die gewaltigen Herren von Merode, fast an die Vilain XIIII, die in ihrer Art eben so große Despoten sein wollen, wie Louis XIV., erinnert. Welche Organe nehmen den Erzbischof in Schutz? Das Journal de Frankfort und die Würzburger Zeitung; es wundert mich, daß sich ihnen das Berliner politische Wochenblatt nicht anschließt; seine Stifter, die Herren Jarke und Phillips, beides katholische Convertiten, möch-

ten wohl schwerlich geneigt sein, einer Hierarchie des Beamtenwesens die Hierarchie des Papstes zu opfern.

Die reife Frucht, die jetzt vom Baume des Erkenntnisses gefallen ist, enthält Saatkörner der herrlichsten Hoffnungen. Möchte jene Macht, die eine so große Rolle jetzt durchzuführen hat, ihrem Gedeihen entgegenkommen! Die falschen und die wahren Freunde der Ordnung sind nahe daran, unter den jetzigen Umständen erkannt zu werden. Preußen ist fast unwillkührlich in eine Lage gekommen, wo ihm sein hoher Beruf, der Zukunft Deutschlands gegenüber, in sonnenheller Klarheit wieder vor Augen liegen muß. Es muß einsehen, daß die verschiedenen Tendenzen, die sich an seine Schritte anschmiegten und in ihnen für ihre eignen Zwecke Vorschub fanden, nur Schmarotzerpflanzen sind, die sein kräftiger Fuß zertreten sollte. Wer hätte bisher nicht glauben mögen, daß eine gewisse auf Haller gegründete mittelalterlich-feudalistische Reaktion mit sehr greller hierarchischer Färbung dem Preußischen Systeme ziemlich nahe stand! Und ist dieser vermummte Ritter es nicht, der sich nur bückte, um Achill in die Ferse zu stechen? Hat es nun noch einen den preußischen Interessen zusagenden Sinn, daß alles Neue nur die Blüthe des alten Geschichtlichen sein, daß es zwischen Fürst und Volk ein adliges, durch Institutionen bevorzugtes Mittelglied geben müsse? Es ist leicht möglich, daß diejenigen Theoretiker, welche bis-

her mit Haller und Leo conspirirten, jetzt sich selber und die andern täuschen, daß sie die Administration über allen dienstwidrigen Organismus stellen; und das Berliner politische Wochenblatt kann leicht eine glattere Seite seines Schaafspelzes herauskehren und aus einem Demagogen in seiner Art plötzlich ein loyaler Beamter werden; aber ich denke, es giebt einsichtsvolle Staatsmänner, die dies Spiel, vielleicht im bessern Falle diese Selbsttäuschung, durchschauen und die Zuverlässigkeit dieses Bundsgenossen prüfen werden. Die Umstände, wir wollen ernster sein und sagen: Die Fügung des Himmels schuf hier einen Zusammenstoß von Interessen, wo einem scharfen Auge nicht entgehen kann, daß die, welche handeln sollten, lau und die, welche verkannt wurden, die einzig aufrichtigen Freunde sind. Preußen konnte nach der Julirevolution alle populären Neigungen und Gefühle Deutschlands in sich absorbiren; (man erinnere sich an Pfizers Briefwechsel!) jetzt ist eine neue Crisis eingetreten, wo es alle falsche reaktionäre Doktrin und trügerische Staatssophistik vor unsern sichtlichen Augen schon zurückweisen muß, und wo es nur in seiner Hand liegen wird, jetzt bald an Grundsätze zu appelliren, welche, gemäßigt durch den Widerstand, geläutert durch die Zeit, die einzigen sein und bleiben werden, aus denen sich eine große und beruhigte Zukunft für das Vaterland entwickeln kann. Kennt Preußen den Athem, der hinter der bayrischen Polemik (die mit dem Kampf gegen

die Viergroschenstücke anfing und bis zu offenbaren Anhetzungen zum Aufstande jetzt gediehen ist) das Feuer im Geheimen schürt?.... Wir lassen hier, da wir schwache Journalisten sind und leicht erdrückt werden könnten, den Schleier fallen; die künftige Geschichtsschreibung wird ihn wieder aufheben.

Streifzüge in der Kölner Sache.

Die kirchlichen Conflikte am Rhein und in Polen sind nahe daran, in eine Versteinerung überzugehen, welche fürs Erste durch keine neue Thatsache wird flüssig gemacht werden. Zwei starre Widersprüche gähnen sich einander an, wie zwei durch Wasserfluthen gesprengte scharfkantige Felsen; das tägliche Brod gleichsam, das Bedürfniß der Existenz, die Unmöglichkeit, der kirchlichen Opposition einen kräftigeren Nachdruck zu geben, als durch Rede und Schrift, die Zeit endlich, die Alles ausgleicht und unsere für zwiespältige religiöse Fragen so gleichgültig gewordene Stimmung wird wahrscheinlich eine Brücke zwischen den beiden Widersprüchen schlagen, eine Noth- und Hülfsbrücke bis auf fernere Zeiten. Die Briefe des Michelis an den Pfarrer Binterim, welche das wohlunterrichtete Frankfurter Journal zuerst veröffentlichte, haben der Vertheidigung des Erzbischofs wiederum neue Steine in den Weg gelegt. Die gesunde öffentliche Meinung, wenn

auch nicht in Allem und Jedem einem Ministerium hold, das die bekannte Antwort auf die Adresse der Elbinger geben konnte, schrack doch überall vor dem Abgrund zusammen, der sich in jenen Dunkel-Briefen vor unsern Augen öffnete. Die Wiedereinführung der Jesuiten, als zugemutheter Verdacht so oft von den geistlichen Reaktionären belächelt und von ihren witzigeren Anwälden z. B. Menzel und Görres (dem tapfern Voß gegenüber) zum Wolf in der Fabel gemacht, liegt in der That klar als Aufgabe der hierarchischen Umtriebe ausgesprochen da; die Jesuiten werden von dem Sekretair des Erzbischofs verschrieben, wie man Merinoschaafe aus Spanien kommen läßt, um die einheimische Schaafszucht zu veredeln, wie man Senkreiser von fremden Bäumen verschreibt, um sie auf die einheimischen zu pfropfen. Und nicht als fromme Geistliche sollen sie eingeschmuggelt werden, sondern als Radikalreformatoren, als Hauptleute für untergeordnete geistliche Truppentheile, als Mitglieder einer zu organisirenden geheimen geistlichen Polizei. Bedenkt man, daß diese Herren, welche sich Michelis verschreibt, schwerlich Deutsch verstanden, so ist das Maaß von Kraft bewundernswerth, welches er einem Jesuiten zutraut. Es scheint fast, als setzt' er schon in der Ausdünstung eines solchen Priesters eine wunderthätige Magie voraus. Genug, solche Enthüllungen sprechen für die Preußische Regierung mehr, als alle ihre „Staatsschriften." Sie lassen alle Formfehler und Bunsens sämmtliche Noten vergessen

und geben der im Allgemeinen indifferenten öffentlichen Stimmung den Ausschlag nach jener Seite hin, wo man, ohne die nächsten Motive und die leitenden Prinzipien in Schutz zu nehmen, lediglich die hohe Aufgabe schätzen muß, die Preußen doch schwerlich anders als zur Ehre der gesunden Vernunft und der fortschreitenden Geschichte lösen wird. Die Vortheile, die Preußen in seiner Sache voraushat, vermehrten sich noch, als man die erbärmliche Wankelmüthigkeit des Erzbischofs von Posen erfuhr, der sich heute von der Furcht vor Strafe, morgen von seinem Kaplan, heute von dem rothen Adlerorden, morgen von seiner Schwester bestimmen läßt. Preußen kann mit Recht darauf hinweisen, daß nur die politischen Leidenschaften in Polen den geistlichen Brand schüren und hat selbst bei Vorwürfen, die man seinem Verwaltungssysteme in Polen machen wollte, immer die Entschuldigung voraus, daß es ein Andres ist, eine halb Deutsche, halb Polnische Provinz dem Deutschen Wesen zu assimiliren, ein Anderes, was Rußland thut, den Kern des Polnischen Reiches und der Polnischen Nationalität auf ihrem eigenen Heerde zu ersticken oder wenigstens zu verkümmern.

Das kirchliche Ereigniß ist an sich weit weniger wichtig als die Art, wie es aufgenommen und beurtheilt wird. An den nicht speziell betheiligten Orten erhebt sich das Urtheil nirgends zur unbedingten Partheinahme, sondern es schwankt zwischen den Thatsachen, die die Archive und der Zufall aufschichteten, ungewiß einher, bald Diesem,

bald Jenem sich zuwendend, nichts für sicher und entschieden hinnehmend. Ich finde hierin einen schon anderswo ausgesprochenen Satz bestätigt, daß sich das Leben im Staate wie in der Kirche nur noch in matten Pulsschlägen bei unsern Zeitgenossen äußert. Staat und Kirche, beide haben durch ihre Schwankungen und Anmaßungen Sorge genug dafür getragen, daß man sich allmälig aus ihrem Verbande mit allen Fibern des Herzens trennte, daß man äußerlich in ihnen lebt, sie aber nicht mehr geistig und gemüthlich integrirt. Es hat sich längst der schroffen Starrheit unsers Staates und unsrer Kirche gegenüber eine dritte Gemeinde gebildet, die vielleicht noch bei äußern Interessen scheinbar in jenen wurzelt, im Geistigen aber an die Nabelschnur eines andern Uterus gebunden ist, an eine höhere, rein durch die Spekulation oder das sich isolirende Gefühl bedingte Matrix unserer Begriffe und der eigentlichen Motive unserer Handlungen. Man sieht den Widersprüchen, die draußen zusammenstoßen, mit jener heitern Ruhe zu, welche man nur empfinden kann, wenn man sich selber nicht in Anspruch genommen sieht. Man findet in den Ereignissen, die jetzt so vielen Staub aufwühlen, den nothwendigen Ausgangspunkt von einseitigen Bildungsmomenten, die nur deshalb an einander sich aufzureiben und zu vernichten bestimmt sind, um einem Dritten, Höheren die Ehre zu geben, dem Recht der freien Individualität und eines darauf sich bauenden Gemeindecollektivums, wo jeder auf die Spiegeloberfläche

der allgemeinen Interessen fallende Tropfen das Recht hat, seinen eignen harmonischen Kreis darauf zu bilden, ohne den Andern zu stören

Die Chronik des kirchlichen Ereignisses ist durch den Pragmatismus, der es zu erklären suchte und seine Mittelglieder auffinden wollte, verdrängt worden. Die Idee, die man in die Streitfrage hineintrug und die allgemeinen doktrinären Resultate, die man aus ihr entnahm, haben angefangen, mehr zu interessiren, als alle Dokumente, Noten, Verhaftungen und Beschlagnahmen. Görres gab durch seinen Athanasius den Anstoß zu einer Literatur, die den Kölner und Polnischen Wirren parallel sich bildete, von der Frage bald abwich, bald auf sie wieder zurückkam, und den Kampf mehr streifzugartig als feldzuggemäß führte. Wird auch durch den regulären Krieg mehr entschieden, als durch die Parteigänger; so kann man doch nicht läugnen, daß das Lützow'sche Freikorps interessanter war, als das 14te pommersche Landwehr-Infanterie-Regiment, und in diesem Sinne mag hier die Beurtheilung einiger durch die Kölner Angelegenheiten hervorgerufenen Gelegenheitsschriften, die sich mehr an allgemeinliterarische Richtungen anschließen, nachfolgen.

I. Die Münchner historisch-politischen Blätter.

Ein großer Kreuzzug war von München aus angesagt, mindestens eine prachtvolle Frohnleichnamsprozession; Görres als Gottfried von Bouillon an der Spitze, um

ihn her die vier Verfasser des im Athanasius mitgetheilten Gutachtens als Baldachinträger, voran vier Staabstrompeter, dazwischen päpstliche Nuntien, Ritter vom goldenen Sporn, Ritter des St. Georgordens, Weltpriester, Bischöfe mit dem Schwert gegürtet, Hellepartierer, seraphische Doktoren, Hartschiere, kurz eine prächtige Scene, auf welche man sich bei allen Postämtern mit 6 Fl. für das ganze Jahr 1838 hindurch bei Zeiten abonniren sollte. Der Straßburger Münster, der Kölner Dom, die Kathedrale von Regensburg, alle berühmten Denkmäler der alten Zeit sollten daran als Mitarbeiter auftreten, die 11,000 Jungfrauen in Köln sollten aus dem Grabe auferstehen und Abonnenten sammeln. Das katholische Deutschland hatte man schon an allen vier Zipfeln gefaßt und wollt' es von dem protestantischen abreißen. Es sollte eine neue Landkarte von Deutschland gemacht werden, eine Spezialkarte, wo nur die katholischen Gegenden als festes Land, die protestantischen aber als Sümpfe, Sandwüsten und todte Meere bezeichnet werden sollten. Man wollte drei Jahrhunderte auf dem Rost verbrennen, Luthern aus der Geschichte wie einen Schreibfehler der Clio ausradiren; man wollte mit der Asche des Scheiterhaufens, auf welchem Huß verbrannt wurde, eine Demarkationslinie ausstreuen, um des eigentlichen ächten Germaniens natürliche Gränze zu ziehen. Siehe aber, würde Görres in seiner Art sagen, das Werk wurde eitel Thorheit und Flickwerk. Statt eines Kreuzzuges oder wenig-

stens eines Frohnleichnamszuges huschen bloß im Dämmerschein einige namenlose Kutten an den Häusern entlang, schwirren nur einige Fledermäuse in gräßlicher Mißgestalt um unser Haupt. Die Könige sind nicht gekommen, und das einmal angerichtete Essen muß nun von den Köchen selber und den Lakayen aufgegessen werden. Das große Feuerwerk ist abgesagt und die Raketenmeister gehen traurig mit dünnen Stumpflichtern zwischen den prächtigen Feuerrädern und bengalischen Glorien einher, die sie dem Publikum versprochen hatten. Droht ein Regenguß oder merken die Feuerwerker, daß ihnen ein Schalk die Schwärmer statt mit Pulver, mit Sand gefüllt hat?

Die „historisch-politischen Blätter" geben sich das Ansehen, als wenn ihnen äußere Hemmnisse die Entfaltung einer größern Kraft untersagten; indessen kommt das matte Ansehen nur von dem Widerspruche her, der in dem Systeme selbst liegt, welches diese polemische Erscheinung hervorrief. In der Polemik kann man nicht homöopathisch heilen: man kann auch in der Politik nicht Gleiches durch Gleiches widerlegen und den Satan durch Beelzebub austreiben. Gegen die Legitimität für die Legitimität durch die Legitimität streiten wollen, wie diese „historisch-politischen Blätter," ist eine todtgeborne Anstrengung. Es giebt nur zwei Sprachen, die alle Reize und Schönheiten der Entschiedenheit für sich haben, Für und Wider. Jede Vermittelung, wo das Viertel gegen

das Achtel, das Drittel gegen das Neuntel einer Meinung kämpft, ist etwas Unnatürliches, wenigstens etwas Schwächliches und auch von der Lüge kaum zu Unterscheidendes. Es macht einen leidigen Eindruck, wie diese Blätter bei allen ihren Angriffen gegen die bestehenden Staatsgewalten doch immer demüthigst versichern, daß sie Freunde der Monarchie, der Legitimität, der wahren dynastischen Interessen sind, daß man ihre Liebe verkenne, ihre Freundschaft geringer achte, als die Nebenbuhlerei liberaler Tendenzen, mit welchen Thron und Altar nur leider allzusehr unterhandelten! Es liegt in der erlogenen Stellung dieser Parthei, daß Geist und Kraft dabei in einer schwächlichen unendlichen homöopathischen Verdünnung auftreten müssen.

Erst das dritte Heft der historisch-politischen Blätter erwähnt der Kölner Differenzen und befehdet einige darüber laut gewordene Stimmen. Der Artikel ist eine Schülerarbeit, wahrscheinlich aus der Feder des jungen Görres, einer lithographirten Kopie seines Vaters. Man sieht den Rothstift des Vaters, der die Arbeit durchsah und sie hier und da zurecht stutzte, um von dem Kinde keine Schande zu erleben. Die Polemik gegen die Leipziger Allg. Zeitung wird diese wohl selbst zu beantworten wissen; die gegen die Einmischung des „jungen Deutschlands" in die Kölner Debatte verdient aber eine Rüge.

Es entsprach den jesuitischen Maximen, welche Römischerseits in dem schwebenden Kampfe obwalten, daß

Michelis an Binterim schreibt: Nur ja den Fürsten vorgeredet, daß die Interessen der Hierarchie auch die der Monarchie wären, daß es nur einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen gäbe, die Revolution u. s. w. Ebenso hat man neuerdings Preußen dadurch zu erschrecken gesucht, daß es in Gefahr gerathen könne, sich zum Bundsgenossen des „jungen Deutschlands" zu machen. Einige Aufsätze im Telegraphen, meine Schrift gegen Görres, die Hallischen Jahrbücher gaben die Veranlassung zu diesem Stratagem, welches von mehren Seiten gegen die Preußische Regierung schon benutzt wurde. Auch die Münchner Blätter wiederholen die Maxime und zeichnen sich nur durch die neue Wendung aus, daß sie sagen: nicht Preußen habe die aufgeregte Literatur in sein Interesse gezogen, sondern diese selbst spiele den Protektor und wäre so gnädig, den Preußischen Adler in jenes Nest aufzunehmen, wo Clemens Brentano das „junge Katzenellenbogen" hausen läßt. Bei dieser naiven Auffassung wird wenigstens der Charakter der Betheiligten geschont, indem Preußen consequent genug wäre, Streitschriften von jener Seite her zu unterdrücken, und andrerseits das „junge Deutschland" sich doch nicht überwinden könne, in seine Vertheidigung der Preußischen Maaßregeln Dinge einzumischen, von denen es voraussehen konnte, daß man sie in Berlin als nicht zur Sache gehörig sogleich verwerfen würde. Es kann also nur die irreligiöse Richtung des jungen Deutschlands überhaupt sein, die es theilweise zur

Einmischung in die Kölner Debatten verleitete. Hier bleibt wenigstens ein Charakter, wenn auch ein schlechter, in Ehren!

An einem schönen Morgen, wenn die Lerche jubelt und der Morgenthau recht in der Sonne blinkt, wird es plötzlich heißen: Die Münchner historisch-politischen Blätter sind eingegangen! Sie werden thun als müßten sie den Umständen weichen, während sie nur aus Mangel an Theilnahme sterben werden. Von dem goldenen Vließ, das sie versprechen, wird nichts übrig bleiben, als ein wenig Wolle, die der Wind als Altenweibersommer an die gelben, verwelkenden Blätter des Herbstes spielen wird. Sie werden die Zeit, wo die Astern blühen, nicht überdauern.

II. J. Jacoby und die Frevel der Revolution.

Die kleine in Berlin erschienene Brochüre „Frevel der Revolution" soll aus der Feder jenes verspäteten Psalmensängers geflossen sein, der durch seine plötzlichen Uebergänge aus dem frechsten Jakobinismus zu dem wahnsinnigsten Monarchismus eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Es ist dies derselbe J. Jacoby, der sich wie in mehren neuern Schriften so auch in dieser wieder „eine jener edlen Persönlichkeiten, welche die Stütze des Throns sind und bleiben werden", nennt. Er hat das Davidische Psalmenplektrum diesmal mit der Mistgabel vertauscht. Er hat die Rotte Korah, die sein poetisches

Vorbild mit so vieler Discretion in seinen Psalmen angriff, in die Sprache der Fischweiber übersetzt, und statt seine Davidische Schleuder mit einem Steine zu bewaffnen, einen ganzen Haufen der gröbsten und allergemeinsten Polemik hineingethan. Man glaubt in dieser Schrift einen Trunkenbold zu sehen, der von der Straßenjugend verfolgt wird und sich, taumelnden Ganges fortschreitend, dieser unwillkommenen, höhnenden, pfeifenden Cortege durch die rohsten Schimpfreden zu entledigen sucht. Die Brochüre machte mir den Eindruck, als säh' ich in Berlin das sogenannte „Hundefräulein" durch die große Friedrichsstraße laufen und einen Schwarm von Gassenbuben hinterher, die sie sich durch ein Aufgebot kernhafter Bezeichnungen vom Leibe zu halten sucht. Es wird aber gepfiffen und gelärmt, wie wenn ein Habicht auf dem Gensd'armenmarktthurme in Berlin eine gestohlene Taube in Sicherheit bringen will.

Die Veranlassung dieser heillosen Brochüre, die man wirklich eine polizeiwidrige, literarische Ruhestörung nennen könnte, ist eine doppelte gewesen. Einmal mußte sich J. Jacoby eine Gelegenheit gönnen, aus vollem Halse die Verzweiflung auszuschreien, zu der ihn die tausend Nadelstiche aller Deutschen Blätter, die Verurtheilungen aller Instanzen, das einstimmige Charivari, das über ihn in der Deutschen Literatur verhängt ist, bringen mußten. Sodann fürchtete er, durch die Kölner Ereignisse und deren Erörterung möchte sich eine Wendung der bis-

herigen Polemik und eine Aenderung in der Stellung der Literatur zu den Regierungen ergeben, die ihm seine bisherige literarische Industrie verderben oder, wären wir in Frankreich, würden wir sagen, seine Besoldung als halboffizieller Schriftsteller schmälern könnte. Wären wir in Frankreich, so würde Herr Jacoby seine Brochüre deßhalb geschrieben haben, weil er fürchtete, die geheimen Fonds könnten durch ein Engagement allzuvieler Schreibfedern zu sehr in Anspruch genommen werden. Da wir aber unter uns sind, so mag dieses nur als Beispiel dienen für die ungefäre Empfindung, die in Herrn Jacoby auftauchte, als er von liberalen Schriftstellern Artikel las, die sich mit der Kölner Angelegenheit auf eine Weise beschäftigten, die den Freunden der gegen den Erzbischof ergriffenen Maaßregeln nicht unerwünscht sein konnte.

Jede Seite der Brochüre bietet schlagende Belege der Ignoranz und Geschmacklosigkeit dieses Schriftstellers. Er fängt sie mit der unvernünftigen Behauptung an, daß das Wort zu allen Zeiten den Fürsten gehorcht hätte. „Das Wort“ sagt er, „ist von jeher eine gehorsame Dienerin seines rechtmäßigen Herrn gewesen.“ Gehorsamer Diener! der rechtmäßige Herr des Wortes ist der Verstand, und daß diesem allein das Wort gehorchte, beweisen Beispiele genug, wo Dichter und Denker mit den öffentlich herrschenden Verhältnissen in Widerspruch geriethen. Dann sagt Herr Jacoby: „Nicht bloß die Einzelnen sind jetzt melancholisch und möchten sich selber tödten; ganze

Völker fühlen Sehnsucht nach dem Tollhause und möchten sich in das Meer stürzen!" Welcher Styl, welche Rohheit und welcher Unsinn! Nachdem er darauf erklärt hat, daß er dazu „angewiesen" wäre, „das Verworfene von dem Guten, den Mord von dem Heil, den Fluch von dem Segen zu unterscheiden," gesteht er ein, daß die neuen Heroen mit ihrer nichtswürdigen Dialektik grade deshalb so entsetzlich wären, weil „das Schmachvollste und Blutigste am Ende doch umschlägt in das heilvolle Resultat der Geschichte." „Leider" sagt er anderswo, mit einer lächerlichen Wendung, die wie von einem Kinde geschrieben scheint, „leider muß **ich** die erste Französische Revolution als geschichtliche Thatsache zugeben." Leider, hat die Französische Revolution Herrn Jacoby nicht gefragt, ob sie ausbrechen dürfe; leider, leider; denn sicherlich, hätte er schon damals gelebt, er würde sie durch seine Correspondenzartikel und Flugschriften hintertrieben und Männern wie Mirabeau und Sieyes gezeigt haben, was „christliche Monarchie" ist und Geschichte. Und wie Schelle in den Schleichhändlern (IV. Akt) ausruft: Bin ich dazu da, daß man mich eine Zwiebel nennt; bin ich der Mann, gegen den man Kanonen aufführt? so ruft dieser publizistische Bader aus: „Sind unsre Jünglinge dazu da, um durch die Frechheiten der bezahlten Blattschreiber zu Meuchelmördern zu werden? Sind unsre Fürsten uns von Gott gegeben, daß die Gassenjungen ihr Müthchen an ihnen kühlen? Sind die Staa-

ten darum ausgebaut und von den Vätern gegründet, damit der erste beste Bursche, der eine Feder führt, sie unterwühlt und zerrüttet?“ Die Gedanken mögen in dieser Tirade ganz gut sein; aber wie kindisch und albern, wie geschmacklos sind sie in Worte gebracht! Man merke, daß Herr Jacoby alle Gegner der Regierungen „Gassenjungen“ nennt und vergleiche damit den Umstand, daß fast auf jeder Seite seines Wisches das Schwert gezückt wird. Wie ein Jongleur hat er immerzu Schwerter im Munde, Richtschwerter, Scharfrichterschwerter. Sind aber die Gegner bloß Gassenjungen, wer wird gegen diese mit Schwertern streiten? Sollte da eine große Wasserspritze nicht dieselben Dienste thun? Wie ignorant Herr Jacoby sich ferner bewährt, sieht man daraus, daß er die „Gassenjungen“ einmal, da sie immer von Humanität sprächen, auch Humanisten nennt, eine Bezeichnung, die sich Johannes Schulze in Berlin verbitten wird. In seiner Verzweiflung wendet sich Herr Jacoby zuletzt an die Deutsche Sprache und fordert sie und die Grammatik und Syntax auf, sie möchten nicht so treulos sein und sich ferner dem „revolutionären Gesindel“ für seine Schmachschriften hergeben. Er bittet die Muse des Styls, ihre schönen Reize nicht an die „niederträchtigen Blattschreiber“ zu verschwenden, ihnen die Bilder und Gleichnisse, den Tonfall und das Sylbenmaaß zu entziehen; eine Bitte, die ihm allerdings das Ober-Censurcollegium in Berlin gewähren kann.

Zur Erörterung der Kölner Frage werden in diesem Pamphlet, wie sich leicht denken läßt, nur Kindereien beigebracht. Der Staatsmann, der nach Herrn Jacobys Ansichten über diese Frage handeln wollte, müßte auf den Kopf gefallen sein. Herr Jacoby giebt Rathschläge, die nur noch mehr Oel ins Feuer gießen würden. Ihm zufolge könnte der Fieberkranke nichts Besseres thun, als in einen Kübel kalten Wassers springen. Er würde, wenn es nach ihm ginge, die Pferde hinter den Wagen spannen und dem Papst sowohl wie dem Erzbischof Alles wieder herausgeben, weil nichts schrecklicher wäre, als mit der Revolution verwechselt zu werden! Er deutet klar genug an, daß die Westphälische Ritterschaft in Berlin wohl eine andre Behandlung verdient hätte als sie fand, und würde überhaupt zwar dem Jesuitismus den Pelz waschen, ihn aber nicht naß machen. Er geht in seiner Unvernunft so weit, daß er sogar sagt, Katholizismus und Protestantismus wären beide gleich vorzüglich; denn, man merke wohl! denn beide hätten sie das Prinzip, der Obrigkeit unterthan zu sein. Dieser heillosen polizeilichen Rücksicht opfert Herr Jacoby die hohe Frage, in welcher Confession sich das reine christliche Bewußtsein deutlicher ausprage. Protestantische Fürsten werden die Katholiken nicht kränken wollen, aber wer möchte ihnen zumuthen, daß sie ihrer Confession, als Glaubenssache, mit ganzer Hingebung nicht den Vorrang einräumten?

Kein Mann von Gefühl und Verstand kann mit solchen Ansichten unter einer Decke schachern.

Herr Jacoby schließt seine Blättchen damit, es gebe nur einen Feind: die Revolution. Wir sagen ihm aber, daß diese Gefahr weit geringer als eine andre ist, nämlich die Lüge. Die Lüge in ihrer einfachen Gestalt als Unwahrhaftigkeit ist schon verderblich genug; aber unheilbar und ein vergiftender Hauch wird sie, wo sie durch lange Gewöhnung nicht bloß den Schein der Wahrheit annimmt, sondern sich sogar selbst überredet, die Wahrheit zu sein. Herr Jacoby steht in der Mitte dieser beiden Lügen; er steht auf dem Uebergange, wo man ihn entweder für die Unwahrhaftigkeit verachten oder für die Selbsttäuschung bemitleiden sollte.

Leos Sendschreiben an Görres.

Leo ist ein gelehrter und geistreicher Mann, aber ein Renommist. Görres spricht doch seine Ueberzeugungen wenigstens als Gemüths- und Nervenstimmung aus, sie haben an seiner Bildung und Biographie eine gewisse Wahrheit; Leo dagegen ist mit Bewußtsein ein Sonderling, er thut sich etwas darauf zu Gute, verkehrter zu sein, als die Andern, er würde sich oberflächlich vorkommen, wenn er mit Jemanden vollkommen übereinstimmte. Görres richtet sich gern an das Volk, d. h. an eine blaue Allgemeinheit, die er sich darunter vorstellt. Leo muß unter Studenten sein, muß auf dem Katheder stehen, muß in seine Theorieen manchmal eine Zote mischen dürfen. Görres ist witziger und phantastischer als Leo. Leo ist gröber und gelehrter.

Leo beginnt sein an Görres in der Kölner Angelegenheit gerichtetes Sendschreiben, welches sehr viel Gutes, Schönes und Belehrendes enthält, mit der Beschreibung einer psychologischen Complexion, die ihn manchmal

überkäme und das Verwandte oft als Verwandtes und plötzlich wieder als Wildfremdes erscheinen lasse. So wären ihm Haller, Görres, das Berliner politische Wochenblatt wie Vater und Mutter und oft doch wieder wie die bittersten Feinde und bloße Carrikaturen seiner Freundschaft. Leo stellt dieses Traumphänomen als eine mystische Thatsache hin und vergißt, sie zu erklären. Die Erklärung würde ihm auch schwer geworden sein, da wenigstens die richtige mit seiner unwahren Geistesrichtung hätte collidiren müssen. Das Phänomen, welches Leo beschreibt, wiederholt sich bei allen Denkern, die kein System haben, sondern nur geistreich sind. Immer nur das Abentheuerliche und Originelle suchend, immer mit burschikosen Reithosen und Kanonenstiefeln in dem Gedankenreiche renommirend, verschmähen sie die Füllsteine eines regelmäßigen Denkens, verschmähen sie das minder Ansehnliche und Bedeutsame und vergessen, daß es oft wichtiger ist, als ein spitzer Eckgedanke, der als Schrittstein ganz an seinem Platze ist. Es fehlt Leo an den Verbindungen seiner originellen Ideen; er weiß sie aus keinem dauernden sichern Fundamente und keinem ebenmäßig ausgeführten Risse zu entnehmen. Leo hat Geschichte und Detail genug im Kopf, um einer frappanten Idee, die ihn blendet, auch gleich eine passende Anwendung und Unterhaltung des Lichtstoffes zu geben; aber es kann etwas sehr bewiesen, sehr anwendbar, sehr politisch sein und wird doch für den, der die nothwendigen Verbindungs-

glieder dazu aus der Theorie und einem innern heiligen stillen Denken und Weben nicht entwickeln kann, eine große Last, Unbequemlichkeit, Inkonsequenz und selbst Lüge sein. Der geistreiche Mann, der nur Apercús auffindet, wird sich nie die Miene geben, als besäß' er ein System; Leo thut es, weil er die Geschichte auszubeuten versteht und weil in der Politik, seiner Nebenwissenschaft, für alle möglichen Thorheiten in der Welt bekanntlich auch alle Anknüpfungen gegeben sind. Görres wird sich weit leichter an verwandte Stimmungen accommodiren, weil sein Denken Fühlen ist; Leo aber wird dasselbe wollen und dasselbe thun, wie Andre und immer sich verwahren, daß es doch nicht dasselbe ist. Professoren, zumal wenn sie von der Welt abgeschnitten sind, in Halle leben, wo nur die Saale fließt und alles übrige stillsteht, in Halle, wo all die großen historisch-politischen Theorieen und Weltverbesserungen bloß in die Collegienhefte der Studenten fallen, geistreiche Professoren werden in Halle Renommisten werden.

Das meiste, was Leo gegen Görres vorbringt, hat lediglich Sinn und Werth für das originelle Wesen Leos. Es sind hier zwei feindliche Brüder aneinandergerathen, die beide als Braut von Messina den Rückwärtsgedanken lieben und sich nicht einigen können. Leos Beweisführung ist mehr drollig, als überzeugend; mehr unterhaltend, als entscheidend. Die Görresschen Paradoxieen überbietet er durch noch größere. Er sagt, der Katholi-

zismus wäre der eigentliche Stamm, von welchem der zerfressende Rationalismus ausgegangen wäre und weiß dafür gleich einige Bücher zu zitiren, die mancher Andre nicht gelesen hat. Man muß schon Miene machen, als wäre diese Doktorandusthese wahr. Gerade das geringe Gute, das der Athanasius enthält, ist nach Leo das Schlechteste daran; eine Behauptung, die für einen Deutschen geistreichen Professor freilich nicht anders sein kann. Alles, was Görres ferner dem Preußenthum vorwirft, macht Leo zur Retourkutsche des Papstthums. Auch hier liegt keine innere, sondern nur eine rhetorische Wahrheit zum Grunde; denn wer fühlt nicht, daß Preußen für seine möglichen Fehler, die vom Jahre 1714 stammen, weit zurechnungsfähiger sein müßte, als das Papstthum für die seinigen, an deren Ausbildung fast zwei Jahrtausende gearbeitet haben! Zu diesen hübsch zu lesenden, aber wenig entscheidenden Wendungen gehört auch die ganze Auffassung des Kölner Handels als eine Fortsetzung des Kampfes zwischen Guelfen und Ghibellinen, eine Vergleichung, die Leo mehr gilt, denn als ein bloßes Phantasiespiel, die er sogar, sophistisch genug, in das Bewußtsein der Preußischen Regierung, als in diesem völlig ausgebildet und klar, hinüberzuspielen sucht. Man bewundert oft die geistreiche Art des Professors, sich für dumm zu benehmen, grade wie Dahlmann ebenso naiv in seiner Politik bei der Emanzipation der Juden sagt, er hätte davon einmal gehört! Was handgreiflich aus der

Sonne kommt, leitet Leo aus dem Monde her, nur um seinem Gegner die blasse Renommage und Malice zu zeigen. Er sieht ihn von der Seite an, wo er doch Augen hat, sie alle beide ihm zuzuwenden; und ich gestehe, es gehört die ganze rüde Arroganz Deutscher Professoren dazu, an Jemanden ein Sendschreiben zu richten, ihn fortwährend „hochverehrtester Herr!" anzureden und dabei rechts und links ihn zu maulschelliren und mehr als Esel, denn als Gegner zu traktiren.

Wer die aus Idiosynkrasieen und Antithesen zusammengesetzte Natur Leos kennen lernen will, hat nur nöthig, S. 33 zu lesen, was er über die zimperliche Scheu vor dem Blute sagt. Er will eben eine Gräuelthat des religiösen Verfolgungsgeistes erzählen und leitet sie mit der Bemerkung ein, daß die, welche sie begingen, vielleicht ihrer Klarheit und Consequenz wegen eher Bewunderung verdienten und er überhaupt zu denen nicht gehöre, welche k e i n B l u t s e h e n k ö n n e n. Ich glaube, daß hier grade das herzlose Verbindungsmedium aller der einzelnen Paradoxieen Leos und seiner Geistesgenossen und offen genug die noch immer studentikose Stufe klar wird, auf welcher sich der gelehrte Mann befindet. Ich glaube, es gehört zu der nothwendigen Entwickelung eines durch die Geschichte gebildeten Charakters, in einem gewissen Jünglingsalter jenen Terrorismus der Gefühle sich anzueignen, der selbst das Blut nicht scheut, wo es sich um Tapfres, Großes und Historisches handelt. Ich

glaube aber auch ebenso, daß nach dieser starren Periode allmählig wieder auf das Gemüth sich eine sanfte Wärme und heilige Zartheit ergießt, die den Rigorismus überwindet und dem Gefühl für Schmerzen wieder Raum giebt. Wer wäre nicht einmal auf dem Studentenstandpunkt gewesen, die Guillotine für einen nothwendigen Geschichtshebel zu halten und die Herder'sche Humanitätsphilosophie Nervenschwäche und Hysterie zu nennen? Man kann sich lange in diesem Bramarbasiren sehr glücklich und groß fühlen; aber es ist einem freien und schönen Charakter unmöglich, dabei zu verharren. Das künstlich erfrorne Herz gerinnt wieder und die starren Gefühle lösen sich in menschliche Empfindung auf. Man muß das Blutspucken, wie ich jenes Leo'sche Renommiren nennen möchte, überwunden und selbst mitgemacht haben, um zu fühlen, auf welcher niedern, herzlosen und eigentlich hölzernen Stufe der Charakterbildung Leo sich noch befindet. Das ist ganz der in den Flegeljahren stecken gebliebene Student, der zwar viel gelehrtes Zeug sich angeeignet hat und geistreich und gescheut genug für sein Handwerk ist, den aber die mächtige Hand einer höhern Weihe nie berührte, der einen Charakter schmutzigen, ungewaschenen und ungekämmten Antlitzes behalten hat und diesen nimmermehr zum Frommen der Wissenschaft, sondern nur zur Belustigung der Halleschen Studenten sein Lebtage hindurch entfalten wird. Ach um wie viel höher steht ein wahrer Geschichtsforscher und Philosoph, dem die Sonne der un-

tergehenden Geschichtsepochen das Antlitz prophetenhaft verklärt, dem ein heiliger Ernst die Schläfe küßt, dem ein Engel des Friedens und der Weisheit in seinen Unterhaltungen mit der Nation die Feder führt! Man vergleiche dies Ideal mit jenem Professor, der sich auf dem Katheder wälzt und seine Sätze mit der Phrase einleitet, er gehöre zu denen nicht, welche kein Blut sehen können! Es ist wahr, Frankreich und England haben keinen Gelehrten, der so geistreich, durchgebildet und originell wäre, wie Leo und ihm verwandte Geister; aber wenn uns diese Länder verwundert fragen würden, wie es komme, daß wir bei solchen geistigen Besitzthümern in unserm öffentlichen Leben nicht stärkere Spuren von ihnen trügen, so wollen wir schweigen und beschämt niederblicken und uns gestehen, daß diese unsere Edelsteine roh und ungeschliffen sind, daß man auf den kleinen Deutschen Universitäten bei ihrer überlebten Verfassung zwar sehr gescheut werden kann, aber für die Erziehung zum höhern Seelenadel und zur ächt humanen Charakterbildung dorten so gut wie Nichts gewinnt.

Görres' Triarier.

Es war zu erwarten, daß Görres nur denjenigen Gegnern seines Athanasius antworten würde, welche ihm Gelegenheit boten, entweder seinen Witz an ihnen zu üben oder eine Reihefolge der unerquicklichsten, dürrsten und stockigsten Erörterungen über kirchenhistorische und dogmatische Gegenstände auszuspinnen. Diese letztern nehmen in den Triariern einen Raum ein, der einem unabsehbaren, eben aus einer Ueberschwemmung aufgestiegenen Kirchhof gleicht. Die Gräber sind aufgerissen, die Kreuze und Denkmäler liegen mit den Knochen zusammen, die von ihnen verherrlicht werden, Särge und Gerippe bilden ein fürchterliches vom Mond fahl beschienenes Chaos der Zerstörung und Verödung. Mit Furcht und Schrecken flieht man diesen Ort. Man glaubt in dem Dunst zu ersticken, welchen hier die Gräber alter Zeiten und eines alten Glaubens ausathmen. Man eilt an den ersten freien Ort, wo wieder die Lebendigen wohnen, verhüllt sein Angesicht und bemitleidet einen unstreitig im Meisten doch freien Charakter, der so den Moderduft

des Gewesenen und Verwesten wie Rosenduft einathmen kann, der über Kirchenthum und Glaubensfragen sich einem Wahn hingiebt, den man nur am Bettelmönche noch möglich glaubt, der über das Abendmahl, über den Gott in pyxide, über den Aufbau der Hierarchie und das Verhältniß der Kirche zur natürlichen Ordnung der Dinge in der That und Wahrheit Alles unterschreibt, was ihm der Priester darüber vorlegt. Die Verhandlungen dieses Buches mit Leo und Marheinecke sind dem Geiste unserer Zeit gegenüber ein grauenhafter Anachronismus. Zu Bologna, auf der Sorbonne, in Ingolstadt mag man einst so verhandelt haben, wie hier Görres über das Abendmahl und die sieben Sakramente spricht. Man läßt das Buch sinken und frägt sich: Bin ich denn in dem Grade unkirchlich und unreligiös, daß ich, wenn ich einen geistreichen Mann in dieser Weise vom katholischen Glauben reden höre, nur meines Unglaubens wegen darüber vergehen möchte! Oder liegt die Ursache dieses lähmenden Gefühls, das mich beschleicht, nicht vielmehr in diesem bodenlosen Abgrunde poetisirenden Aberglaubens, in welchen sich ein Mann aus Vorwitz und polemischem Muthwillen stürzen kann, der nur deshalb seine Sache übertreibt, um den großen Antheil, den er an ihr nimmt, zu rechtfertigen? Und Görres trägt an diesem Nebel und Rauch, den er seinen erhitzten Kopf ausdampfen läßt, auch die Schuld nicht allein; Leo hat einen großen Theil dieser Anachronismen mit zu verant-

worten. Leo, statt den Fortschritt der Vernunft und die Befreiungen des Liberalismus auf die Fahne seiner Angriffe gegen Görres zu setzen, gab dem Athanasius mit der einen Hand zwar die gröbsten Faustschläge, mit der andern aber drückte er die seines Verfassers und gab ihm das wieder, was ihm jene nahm. Alle die Thränen, die Leo über das Verkommen der Kirchenzucht und die nur noch polizeiliche Einheit der evangelischen Kirche vergoß, mußten Wasser für die Mühle des Athanasius werden. Görres hatte leichtes Spiel, wo ihm ein Gegner entgegenkam, der im Historischen mit ihm unter einer Decke steckt, nur daß er an den Protestantismus und Preußen, Görres an den Katholizismus und Rom seine frommen Harlekinaden anknüpft. Sie streiten sich, wer Guelphe, wer Ghibelline sei, und rücken sich mit Gründen auf den Leib, die ihrem Kampfe nur das Ansehen eines Scheingefechtes geben. Wäre nicht Leos Natur eine so rohe, lieblose und renommistische, der gemüthreichere Görres würde sich bald mit ihm aussöhnen; denn der Boden, auf dem beide stehen, ist ein und derselbe, ihr Dreschen gilt ein und demselben leeren Stroh.

Die Prinzipien, nach welchen Görres seinen Athanasius geschrieben, konnten, als sich gegen ihn das Streiten erhob, füglich ohne Widerlegung bleiben. Denn in diesem mystischen Gebäude liegt ein Stein auf dem andern und das Ganze hat eine Einheit, die für den, der darin

wohnt, unzerstörbar ist. Um solche Prinzipien, wie die Leo-Görres'schen zu widerlegen, kann man nur den Rath Jean Pauls befolgen: Willst Du ein System widerlegen, so baue neben ihm ein anderes auf! Widerlegt mußten nur werden die Eingriffe dieser Phantasmen auf vorliegende Fragen der Geschichte und des gesellschaftlichen Lebens. Männer wie Leo und Görres bekehrt man nicht, jenen nicht, weil er in Allem der Sonderling sein will, diesen nicht, weil sein Glaube Sache des Gefühls und gewisser in ihm versteinerten poetisch-phantastischen Anschauungen ist. Nur unsre Geschichte, unsre geistigen Errungenschaften, unsre Denk- und Glaubensfreiheit waren es, die wir schnell vor der unberufenen Einmischung sichern mußten. Ja das, was Görres von politischen Anspielungen auf seine Heimath und von sonstigen Lokalfärbungen in seinen Athanasius hineinblitzen ließ, konnte ihm allein den Donner der Erwiederungen wecken; das Uebrige, was Construction, Fügung und Perspective in dem Buche war, das hat wohl weder das Rheinland, noch die katholisch-kirchliche Parthei selbst verstanden oder gebilligt.

Indessen gerade diese Zuthat einer Theorie, die man selbst katholischerseits nur des Streites wegen mit in Kauf nahm, wird von Görres in den Triariern so sehr zur Hauptsache erhoben, daß diese von allen Partheien nur werden für eine schwache Nachgeburt des Athanasius ge-

halten werden. Höchstens steht Görres in dem, was er gegen Bruno's „Kern und Schaale" (eine Schrift, die aber selbst Schaale ohne Kern ist) auf dem Gebiete, wo ihn seine Freunde erblicken mögen. Das Juristischpolitische ist es, wo die Görres'schen Raketen zünden. Die Glaubenssache ist es nicht, die das Rheinland aufregte; sondern das, was Görres in seinem ungedruckten Manuscript: Fall der Religion Glauben an den Glauben nennt, das äußere Interesse, das man an einem Innerlichen nimmt, wenn diesem Unbill droht. Wie es 1812 war, so ist es 1838 noch; was Görres damals vermocht hat, mit Wehmuth einzugestehen, daß das religiöse Bewußtsein sich nur noch auf den Glauben an den Glauben beschränke und mithin das Leben im Glauben selbst, die Unmittelbarkeit der religiösen Hingebung erstorben sei; das hat sich zur Stunde noch nicht geändert, weil es ein Symptom der in den Gemüthern unsrer Generation entstandenen Frage ist: Was ist „Bleibendes, was Vergängliches" am Christenthum? Und dies Symptom ist um so gewisser, als wir seit 1812 eher eine religiöse Erneuerung und Verinnigung, als Verflachung unter uns walten sahen. Wir stehen noch immer nicht mehr unter dem Glauben, sondern nur noch unter dem Glauben an den Glauben. Dasjenige Interesse, welches in den katholischen Ländern der Erzbischof von Köln und Athanasius gewannen, kam nicht von jenen überfliegenden

Träumereien her, mit welchen Görres die katholischen Domspitzen wie eine am Tag aufgeschreckte Eule umflatterte, sondern von dem guten Theil Politik, der in den Streit gemischt war, und von jener Liebe zum Glauben, die man sonst eben nicht hat, schnell aber umgürten würde, wie ein Schwert, wenn es sich gegen ihn um eine vermeinte Ungerechtigkeit handelt. Wer würde nicht gegen Türken und Juden das Christenthum vertheidigen und bei aller Freiheit, mit der man es auffäßt, doch die Person Christi, seine ursprüngliche Lehre und selbst in den namentlichsten Punkten ihre historische Entwickelung hoch und heilig halten? Dem Neologen gegenüber vertheidigt auch Der den Pietismus, den dieser verketzern würde. Und der, der die Kirche nie besucht, erzürnt sich wohl, wenn er hört, daß sie ohne sein Zuthun geschlossen werden soll. Wenn Athanasius wirkte, so that er es eher durch den preußischen „Knochenmann" und was dazu vom großen Kurfürsten an bis heute gehört, als durch seine Architektonik der Hierarchie und Ideenverbindungen, die in diesen Triariern mit einer unerquicklichen Breite, oft wohl mit Phantasie und Witz, aber ohne die geringste erdenkliche Einwirkung auf ein Jahrhundert, das nur den freien Gedanken zu seinem Herrscher hat und alles, was aus ihm nicht geboren wird, gleichgültig verwittern und verwesen läßt, vorgetragen werden. Und da nun eine Vereinbarung Preußens mit dem Papste

vor der Thür oder gar schon vollzogen ist, so werden sich die Staubwolken, die Görres aufregte, bald wieder auf die Pulte und Katheder zurückziehen, wo den Convictualen in München die vorfluthige Geschichte gelehrt wird. Die nachfluthige geht inzwischen wieder ihren eignen Gang.

Leo und die Hegelingen.

Die Händel am Rhein und in Pohlen greifen in ihren Ursachen und Folgen auch auf Gebiete über, wo sich seit Jahr und Tag brennbarer Stoff genug gesammelt hat, den der leiseste Funke (um wie viel mehr ein Leo'scher Scheiterhaufen!) entzünden konnte. Das von uns schon gewürdigte Sendschreiben Leo's an Görres, welches den Teufel des Ultramontanismus durch den Beelzebub des Pietismus austreiben wollte, erfuhr von einigen jungen zur Hegelschen Schule haltenden Gelehrten in den Halleschen Jahrbüchern eine Abfertigung, wie sich Leo ihrer bei aller Welt, mit Ausnahme der evangelischen Kirchenzeitung und des Menzelschen Literaturblatts, gewärtigen mußte. Man hatte nicht nöthig, Hegelianer zu sein, um die ganze Freiheit des Denkens und geistigen Lebens, welche wir durch die intellektuellen Entwickelungen seit der Reformation stufenweise errungen haben, den Leo'schen Gespenstern wie einen Medusaschild vorzuhalten, Arnold Ruge brauchte, indem er gegen Leo schrieb, nur

auf das allgemein in unserm Zeitalter schon verbreitete Bewußtsein der Gedankenfreiheit, auf die historisch gewordenen Resultate der Philosophie seit dem Reformationszeitalter sich zu berufen, er verdankte seine Begeisterung für die Sache der religiösen Aufklärung hier nicht grade der Hegel'schen Lehre, die nur von Leo ohne alle äußere Befugniß in diese Angelegenheit hineingezogen ist. Gegen die Begriffe, hinter welche sich Leo gelegt hat, protestirt schon die Geschichte, die tägliche Erfahrung der Zeit, ihres eignen Vertheidigers tyrannische, grausame und renommistische Art zu denken und zu empfinden, protestirt die Freiheit, die schon in Aller Herzen gesenkt ist, die Luft, die Sonne selbst, die uns einen hellen lichten Tag scheinen läßt. Wer hätte hier nöthig gehabt, um die Vernunft zu vertheidigen, sich auf Hegel zu berufen?

Leo nahm aber die Gelegenheit wahr und verwechselte absichtlich etwas, was nur ein im Interesse der Vernunft vor ihm geschlagenes Kreuz war, mit dem Symptome einer Sekte. Man sieht, wenn man der Lüge dient, sich sogern, nicht von der Wahrheit, sondern von einer Parthei verfolgt. Man rechnet äußern Machinationen zu, was nur der natürliche Lauf der Dinge ist. Leo machte aus dem, was unter allen Umständen gegen ihn zu behaupten nothwendig gewesen wäre, eine Intrigue, eine Consequenz der philosophischen Parteiung. Er vertheidigt sich nicht gegen das Einzelne, sondern erwiedert mit

einer Anklage des entgegengesetzten Ganzen. Er beschuldigt die Hegelsche Schule, daß ihre jüngern Entwickelungen auf den Umsturz der christlichen Lehre führen müßten. Er sammelt eine Menge einzelner in Zeitschriften und Büchern zerstreuter Belege, die er zum Beweise, daß er an einen Prozeß denkt, Aktenstücke nennt, um zu erörtern, daß die jüngern Schüler des verstorbenen Meisters die Persönlichkeit Gottes, die Historie des neuen Testamentes und die jenseitige persönliche Fortdauer läugneten. Er ruft die Wächter über den öffentlichen Unterricht auf, von den Kathedern diese Adepten des Unglaubens wegzufegen und zu verhüten, daß unsre Universitäten durch die Hegelsche Philosophie geistliche Mördergruben würden. Es sei nicht etwas Altes, woran er die alten Feinde der Hegelschen Philosophie aufs Neue erinnern wolle, sondern eine neue, erst kürzlich durch Strauß und was dazu gehört, eingerissene Wendung des Alten, die von dem, was früher diese Schule lehrte oder aus Besorgniß verschwieg, wesentlich verschieden und die Schöpfung ganz neuer Anklagepunkte wäre.

Es ist in der That nicht nöthig, sich selbst zur Hegelschen Philosophie zu bekennen, um diese Leo'sche Anklage zu verachten. Wir wollen nicht einmal von einer böswilligen Angeberei sprechen, sondern wir glauben, daß sich Leo zu dieser seiner Verkätzerung durch eine ihm lieb gewordene Ideenverbindung gedrungen fühlte. Die Bibel nennt das, was Leo hier gethan hat: die Gewissen

verwirren. Er hetzt die Widersprüche, die ungelösten Räthsel, die Dunkelheiten, Schwierigkeiten und gegenseitigen Behauptungen, die sich zu allen Zeiten in der Wissenschaft und ihrem Verkehr gefunden haben, gegen einander auf, nimmt dem Anfange das Ende vorweg, zwingt den Rachen eines Thieres, seinen eigenen Steiß zu verschlucken, treibt zu einem Gehege alles in den Wäldern der freien Wissenschaft verstreute Wildbrät zusammen, um eine kurze, schnelle und sichre Jagd zu haben. Die Gewissen verwirren heißt es, wenn man eine nach Klarheit ringende Denkoperation in ihren einzelnen Stadien abfäßt und dem noch Unvollendeten und erst in der Begründung Befindlichen schon die Künste abfrägt, die nur in dem errungenen Siege möglich sind; wenn man vom Haupte verlangt, daß es die Hand, von der Hand, daß es der Fuß, vom Fuß, daß er der Nacken sein solle; wenn man dem abstrakten, allerdings todt und leer aussehenden Begriffe eine concrete Thatsache aus der Bibel vorhält und, seinen menschlichen Verstand auf den Kopf stellend, mit Leo frägt: Also den Gott läugnest du, der Abraham bei der Eiche Mamres und Mose im feurigen Busche persönlich erschien?

Wer da weiß, wie viel warme Hingebung an das Christenthum die Hegelsche Lehre vor allen Philosophemen, die seit Kant in Deutschland sich zu verdrängen und zu verbessern suchten, voraus hat, dem muß diese Leo'sche Gewissensverwirrung noch um so frevelhafter er-

scheinen. Leo sollte warlich vergleichen können, wo Kant dem Christenthum gegenüber stand und wo Strauß. Will das auch nichts sagen, daß die Hegelingen den Gedanken mit der christlichen Lehre, mag es gehen, wie es will, zu versöhnen suchen, Kant aber und Fichte alle Positivität umgingen und das Christenthum als etwas nebenbei Existirendes ganz auf sich selbst beruhen ließen?

Wenn man die Stellen aus Hegelschen Schriften lies't, denen Leo in seiner Brochüre die Fingerzeige der Verdächtigung figürlich beidrucken ließ, so wird man sich unwillkürlich sagen: Sieh, diesen Denker, wie er ringt und trachtet, die Wahrheit zu erkennen! Sieh wie er mit dem Pfunde wuchert, das Gott seinem Geiste anvertraute! Sieh diesen Schwimmer, wie gewaltig er durch die Wogen rudert und den grünen Inseln der Wahrheit zusteuert! Nun werden wir, die Einen oder die Andern, Anstoß nehmen allerdings an den Wendungen und Ausdrücken, die hier miteinander verrechnet, potenzirt, logarithmisirt werden, wir werden sagen: Das ist Hegel mit seinen wunderlichen Formeln, seiner unklaren Ausdrucksweise, seinen objektiven Begriffen und seinen sich selbst denkenden Gedanken! Wir werden auch sagen: Achtung den Männern, die sich so an Alles und Jedes, und an Alles und Jedes zugleich zu halten und in bloße Worte zu vertiefen wissen, während wir andern, die wir mehr Dichter als Denker sind, uns an die Erscheinung und das Einzelne, an den Vogel in der Luft, an das Blatt der

Blume halten! Aber von Gotteslängnung, Unsterblichkeitsvernichtung, Christusverachtung sind diese Schnörkel und Arabesken und Holzschnitte so weit entfernt, daß wir vielmehr bewundern müssen, wie da jeglicher Geist, den uns Christus gegeben, thätig und rüstig sich bewährt, wie die Gaben, die uns grade durch die Verkündigung des Evangeliums geschenkt sein mögen, sich so mannigfach bethätigen zum Lobe und Preise Gottes, der in uns wohnt und uns die Freiheit der Vernunft und den Durst des Erkennens gab und uns denken, forschen, sinnen, reden läßt! Leo will den Namen eines Christen nur gestatten, wo eine unbedingte Unterwerfung unter die Orthodoxie vorherginge; während diese Orthodoxie doch nur die Saat ist, die durch die Kirche ausgesäet wurde und jetzt in den Gedanken des sich reflektirenden Geistes als Blüthe über den Halmen der Jahrhunderte wiegt. Wer innerhalb der Gränzen, die durch Christi Erscheinung im Himmel und auf Erden gezogen wurden, sich mit der Freiheit, die nachdem sie unser Erbtheil an sich ist, durch das Christenthum veredelt wurde, sich bewegt, der ist so gut Christ, wie Leo und der Pietist. Pietismus ist nur die Frage einer Religionsübung; der Gottesverehrungen giebt es viele und mannigfaltige. Wer will bei irgend einer geistigen und tiefen Thätigkeit unsrer Zeit sagen: Hier ist Christus nicht? Der Apostel fragt: Wozu wäre denn der Weinstock, wenn wir seine Reben nicht äßen? oder wozu wäre denn die Heerde, daß wir

nicht tränken ihre Milch? Oder, fügen wir hinzu, wozu wäre denn Christus, daß wir seine Früchte nicht brächen, seine Lehre nicht erörterten, durchsprächen, dem Glauben nicht nachforschten und unsre durch ihn geheiligten Geisteskräfte in der Erforschung Gottes übten?

Keiner der Apostel ist gut auf diejenigen zu sprechen, welche wie Leo nur Zuchtmeister in Christo sein wollen. Ja Paulus räth sogar, um die Gemüther für den Heiland zu gewinnen, eine Toleranz an, die sich mit dem Ungefährsten einer Annäherung an ihn begnügen solle, weil die Naturen der Menschen verschieden, ihre Sitten und Redeweisen abweichend sind. Er sagt den Corinthern, daß er sich auf allerlei Weise an die Menschen zu machen gesucht hätte. „Den Juden bin ich worden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich worden, als unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne. Denen, die ohne Gesetz sind, bin ich ohne Gesetz worden, auf daß ich die, so ohne Gesetz sind, gewinne. Den Schwachen bin ich worden, als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin Jedermann allerlei worden, auf daß ich allenthalben ja etliche selig mache.“ Der Apostel sagt damit deutlich genug, daß man die Menschen in ihrem Eigenthümlichen lassen solle und ihnen nichts nehmen, wenn sie nur irgendwie zum Evangelium kommen. So sollten auch die Eiferer und Verkätzerer Jedem seine Weise gestatten, sich mit der Person Christi

vertraut zu machen, eine Weise, die in der Hegelschen Philosophie lange noch nicht die kälteste und allgemeinste ist.

Leo sollte nur seltner die evangelische Kirchenzeitung und öfter die Bibel lesen, so würde er auf Sätze stoßen, die seinen Fanatismus bald abkühlten. Die ersten Christen waren auf nichts so begierig, als die heidnische Bildung für den neuen Glauben zu gewinnen. Für die unerläßliche Bedingung, daß man sich taufen lasse auf den Namen Christi, gestatteten sie alle jene Freiheit, die auch in den ersten Jahrhunderten der Kirchengeschichte einen so reichen und oft so unabhängig entwickelten und gezogenen Flor geistiger Blüthen trieb. Der Apostel Paulus sagt selbst, daß das Wirken am Gottesreiche mannichfalt ist. Er wirft den Corinthern vor, daß sie sich stritten, wer Paulisch, wer Apollisch wäre. Er sagt: „Der Eine hat gepflanzt, der Andere hat begossen und Einer ist wie der Andere." „Denn wir sind Gottes Mitarbeiter" fährt er fort, ein Ausdruck, den Leo und die Seinigen gern dahin verändern möchten, daß sie nicht Mitarbeiter des Himmels, sondern die verantwortlichen Redakteure desselben sein wollen. „Ich habe," sagt Paulus, „den Grund gelegt, nun baue ein Anderer darauf!" Er läßt es frei, was man darauf bauen will, „Heu, Stoppeln, Holz, Gold, Silber, Edelstein," und knüpft die Bedingung des Werthes dieser Ueber- und Anbauten an den Erfolg, ob da bleibe, was als Zierrath zu dem Grunde hinzukommt,

oder ob es vergeht. So scheinen mir aber die tiefsinnigen Gedanken unserer Philosophie, die scharfsinnigen Regungen der Wissenschaft, diese geistreichen Entwickelungen, welchen Leo heimliche Gruben legt, grade die schönste Gold-, Silber- und Edelsteinheranbringende Mitarbeiterschaft an dem Aufbau des Gottesreiches zu sein und den Tempel des Herrn mehr zu zieren, als die schwarzen Vorhänge, die die Orthodoxie aus dessen Fenstern legt und das verwitterte Moos, mit dem sie seine Ritzen und Fugen verstopft.

Hegel hatte sich nur mit dem dialektischen Aufbau seines Systems und der innern gedankenmäßigen Consequenz desselben beschäftigt. Er hinterließ seinen Schülern als eine sehr schwierige Aufgabe die Ausgleichung des Systems mit den mannichfachen Positivitäten unsres Lebens, unsrer Sitten, unsrer Ueberlieferungen. Das Verhalten der Theorie zu den verschiedenen historischen Fragen der Kirche, des Staates und der ganzen Gesellschaft sollte nun erst bestimmt werden. Alte Erfahrungssätze wollten wissen, wie sie zum Hegelschen System ständen und es war ein Unglück, daß Hegel grade diese am meisten vermieden und für die Ausgleichung seiner Lehre mit dem grade jetzt herrschenden Positiven nur allgemeine Andeutungen gegeben hatte. Die Hegelsche Lehre trug nun Früchte, die nur von einem Theile ihrer Anhänger als organisch zum System gehörende anerkannt wurden, z. B. das Leben Jesu von Strauß. Andre verfolgten

die mystische, andre die pietistische Richtung. Man verlangte von der Schule Erklärungen, sie sollte Reverse aússtellen, was sie von der Unsterblichkeit der Seele, von der Persönlichkeit Gottes glaubte, und löste sich, da hier ein Jeder seine gemüthlichen Neigungen in die Formeln übertragen wollte, in eine Parteienstellung auf, die Strauß in linke und rechte Seite und in ein Centrum getheilt hat. Die Linke und das linke Centrum sind wohl diejenigen, welche Leo mit dem Namen der Hegelingen vorzugsweise bedacht hat. Es ist die freie, entschlossene Fraktion der Hegelschen Schule, die nicht glaubt, daß die Lehre ihres Meisters erfunden wurde, um das, was ist, zu bestätigen, sondern auch von Vielem zu zeigen, daß es weit besser sein könnte, als es ist. Wenn die Hegelsche Philosophie die Aufgabe lösen soll, daß sie sich der geistigen Entwicklung des Jahrhunderts als ein lebensvoller Impuls mittheilt, und in die verschiedenen Zweige der Wissenschaft, ja in die Institutionen der Gesellschaft eine befreiende und neugestaltende oder fester bindende Gedankenkraft ausströme, dann kann die Lösung dieser Aufgabe nur aus diesem jüngern Nachwuchs kommen, der geschichtliche und allgemein-literarische Eindrücke neben den rein theoretischen in sich aufgenommen hat und dem Dogma der Schule ein reiches Material innerer und äußrer Erfahrung, Poesie und Empirie, zuführen kann. Das Band, welches diese Bestrebungen an Hegel bindet, wird ein loses oder ein sehr festes sein, wie man es nimmt.

Lose äußerlich, was die Systematik; fest innerlich, was die Dialektik betrifft, die ins Blut aufgenommenen Kategorieen, den zur andern Natur gewordenen Gedankenkalkül. Es muß sich zum Nutzen der vielen neuzubelebenden positiven Wissenschafts-, Gesellschafts- und Literaturfragen eine größere individuelle Freiheit in der Hegelschen Schule ausbilden, wie sie denn auch schon von Strauß mit einem Takte und so sicherm Selbstbewußtsein ausgeübt ist, daß hier das Schulmäßige völlig scheint aufgehört zu haben.

Was nun Leo gegen diese Richtung, die, wenn sie durch wahrhaft geistreiche und erleuchtete Individuen integrirt wird, gewiß allmälig in Deutschland die wissenschaftliche öffentliche Meinung bilden wird, vorbringt, ist dasselbe, was der Legitimist dem Constitutionellen, der Erzbischof von Köln dem Preußischen Ministerium und der Hermesischen Lehre, der Pietist seit Jahren dem Philosophen vorwirft. Die Kirche würde untergraben, der Glaube beschnitten, der Heiland dem Gedanken geopfert. Erstens sagt Leo, diese Partei läugne jeden Gott, der zugleich eine Person ist. Sie verstehe unter Gott eine nicht mit eigenem Selbstbewußtsein begabte Macht, welche nur im Menschen zum Bewußtsein komme. Das heißt, diese Partei lehre den Atheismus. Eine lange Stelle aus Michelets Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland giebt dem Ankläger zu seiner Behauptung die ihm sprechend dünkenden Belege. Doch

wenn Leo unter der Persönlichkeit Gottes das versteht, was alle Philosophen darunter verstehen, einen extramundanen Gott, der der Welt als Schöpfer gegenübertreten könne und nicht in pantheistischer Weise die Welt selbst wäre, so findet man in der angeführten Micheletschen Stelle das baare Gegentheil seiner Anschuldigung. Hegel lehrt, derselben zufolge, allerdings einen Gott, der nicht nur persönlich ist, sondern die Persönlichkeit selbst. Leo sollte wissen, daß es schwer ist, einer Philosophie wie der Hegelschen, die Abwesenheit von Begriffsmomenten da nachzuweisen, wo der Begriff einmal selbst schon in den bekannten logischen Prozeß der Hegelschen Philosophie gekommen ist. Das Umschlagen, Negieren, Für-sich- und Anderssein und Zurückkehren wieder in sich selbst, diese bekannten Hegelschen Kategorien, deren Werth zu untersuchen nicht hierher gehört, sprechen von dem Einzelnen nie ohne den Gesichtspunkt der Totalität, lassen zu gleicher Zeit etwas Welt und doch wieder nicht die Welt sein, lassen Gott in demselben Augenblick Person werden, wo er eben noch Substanz war. Man bekämpfe diese Hegelsche Dialektik innerhalb der Philosophie, man nenne sie ein Spiel, aber man hüte sich, ihren Begriffen, die alle immanent sein sollen, mit einer Anklage entgegenzutreten, die etwas Einzelnes beträfe! Wenn Hegel der Substanz den Trieb, Subjekt zu werden, vindicirt, dann kann ein Zweifel, ob er die Persönlichkeit Gottes läugne, nicht stattfinden. Wir können wohl ant-

worten: Ach, mir ist die Lerche auf dem Felde lieber, als all dies Begriffsspalten; aber sind wir einmal inmitten dieser dialektischen Spinnenfäden, dann möchte es bei Hegel, wenn man ihm einräumt, daß er das Eine hat, schwer sein, ihm nachzuweisen, daß er nicht auch das Andre hätte.

Der andere Leo'sche Anklagepunkt betrifft die Unsterblichkeit der Seele. Diese Partei läugne, daß es eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode, eine Auferstehung des Fleisches und eine persönlich wahrnehmbare Strafe des Bösen und Belohnung des Guten in Folge der Wiederkunft des Herrn zum Gericht gäbe; diese Partei lehre demnach eine Religion des alleinigen Diesseits. Bewegte sich diese Streitfrage nicht innerhalb der evangelischen Kirche, sondern auf katholischem Grund und Boden, so würde Leo ohne Zweifel gesagt haben: Diese Partei läugne die unbefleckte Empfängniß Mariä, das Meßopfer, das Fegefeuer, die Siebenzahl der Sacramente u. s. w. Leo thut nichts, als er nimmt die schroffen Sätze des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses, das Niederfahren zur Hölle u. s. w. und bescheidet die Welt in Kürze damit, daß die Hegelingen diese Verfügungen des Katechismus nicht glauben. Da nun aber die Zahl derjenigen, welche nicht daran glauben, daß Christus zur Hölle gefahren ist, groß und ihnen die Theilnahme am Namen Christi darum doch noch nirgends ernstlich verweigert ist, so könnte die Hegelsche Lehre diese

Anschuldigungen auf sich beruhen lassen, und, wo es sich um Absetzung handelt, erst die Absetzung derjenigen Theologen verlangen, welche wenig geneigt sein mögen, das Niedergefahren zur Hölle anders, als mit einem ausdeutelnden, philosophirenden grano salis zu verstehen. Leo scheint sehr geneigt, es zur Bedingung des christlichen Namens, den einer tragen will, zu machen, daß man auch wirklich an die Gasse des rothen Meeres glaube, durch welche Moses die Juden geführt hat, wirklich glaube an den Esel, der mit Bileam zu reden begann u. s. w. Gesetzt, die Hegelsche Lehre leistete dem, was sich in der christlichen Kirche unter dem Namen des Rationalismus gebildet hat, einer Lehre, die in zahllosen Kirchen und Hörsälen gepredigt wird, Vorschub, würde sie dann vorzugsweise von einer so hochverrätherischen Anklage getroffen werden müssen? Würde sie beschuldigt werden können, etwas so Urneues und gerade für den Moment so Gefährliches ersonnen zu haben? So ist es auch mit dem Dogma von der Auferstehung des Fleisches. Warum soll hier die Philosophie weniger in der Freiheit sein, ihre Ansicht darüber vorzutragen, als die Theologie, die überall lehrt, daß entweder an eine talmudische Auferstehung aller alten Gebeine, aus denen wir im Leben zusammengesetzt waren, unmöglich zu glauben sei, oder daß man die dahinzielenden Aussprüche der Bibel in einem andern Sinne deuten müsse? Nun kommt hinzu, daß die Apostel von der Auferstehung der Todten gemeiniglich so

zu reden pflegen, daß sie sagen: Und siehe ich sage Euch ein Geheimniß! Drückt diese Wendung nicht grade die nur ahnungsweise aufzufassende Vorstellung von dem Wiedersehen nach dem Tode aus? Die Bibel unterläßt nie, von den Leibern, die da erstehen, d. h. der persönlichen Unsterblichkeit, zu bemerken, daß sie verklärte sein würden, Leiber aus Gott, himmlische, neue Gewänder. Heißt dies, in die Sprache der Philosophie übersetzt, etwas Anders, als daß die Unsterblichkeit nur unter Bedingungen und Formen zu verstehen ist, von deren äußerer Gestalt wir keine Vorstellung zu fassen vermögen? Und wenn nun zunächst Michelet gegen die ganz anthropomorphische Auffassung der Unsterblichkeit, wie sie Göschel aus Hegel herzuleiten versucht, streitet, so würde man doch vergebens bei ihm eine Stelle suchen, die die Leo'sche Anklage, diese Philosophie sähe mit der irdischen Existenz alles für beendet an, rechtfertigte. Hegel sieht in der Unsterblichkeit der Seele keine Eigenschaft des Geistes, die nicht schon in seiner Göttlichkeit und Ewigkeit mit eingeschlossen wäre. Er sieht in der Unsterblichkeit der Seele keine Himmelssinecüre, keine Ruhe- und Pensionsanstalt für treue und ausgediente irdische Beamte, sondern die ewig fortdauernde Involvenz dessen, was an uns der Unsterblichkeit würdig ist, mit dem fortgesetzten Plan der Schöpfung. Wenn er gegen die Unsterblichkeit des Subjekts sprach, so wollte er damit wohl nur denen ihren Glau-

den benehmen, die da meinen, sie würden mit Stiefel und Sporen, mit Mann, Knecht, Magd, Vieh und allem, was unser ist, im Himmel die Erde in gedankenloser Seeligkeit fortsetzen. Kann es eine würdigere Vorstellung von unserer Fortdauer geben, als die, daß wir fortfahren, in den Plan der göttlichen Weltordnung verwickelt zu sein? Wie wir es sind, unter welchen Bedingungen die Verklärung, von der die Bibel spricht, stattfinden wird — wer möchte da Auskunft verlangen! Hegel hat sie ebensowenig nöthig gehabt zu geben, wie es einem seiner Schüler eingefallen ist, die Leo'sche Verläumdung wahr zu machen, daß es sich nur noch um eine Religion des Diesseits handeln könne.

Der letzte Vorwurf ist der gegen Strauß gerichtete, daß er aus dem Evangelium eine Mythe gemacht hätte. Obgleich Strauß zartfühlend genug gewesen ist, die schwere Verantwortung seines kühnen Unternehmens von der Hegelschen Philosophie abzuwälzen und sie auf sich selbst zu nehmen, obgleich mehre Hegelianer in Strauß weit mehr Schleiermachersche als Hegelsche Elemente erkennen wollten, so haben doch grade die von Leo verdächtigten jüngern Bekenner dieser Philosophie sich nicht weigern wollen, die Gefahr mit dem Verfasser des Lebens Jesu, wenn eine vorhanden ist, zu theilen. Und hier ist auch ein Punkt, wo man die Anklage Leo's unbedingt anerkennen, hinnehmen und ihrem Erfolge sich unterwerfen muß. Hier steht es dem „jung-Hegelschen Unkräutich" schön,

daß sie nicht wanken, sondern die Epoche, welche Strauß mit seinem Buche gemacht hat, als etwas Neues, als einen Fortschritt, dessen Folgen sich noch nicht ermessen lassen, freudig begrüßt haben. Hier sich zurückziehen oder das Feuer seiner Begeisterung mildern wollen, hieße mehr als Feigheit; hieße die Krisis einer Begebenheit verkennen, hieße die Zügel eines Ereignisses aus der Hand geben, das mit Besonnenheit gelenkt, mit Enthusiasmus namentlich auch im Praktischen ausgeführt, einen tiefen Einschnitt in die Geschichte des Christenthums, eine zweite Reformation bilden wird. Strauß hat die Freiheit des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Tiefsinn des neunzehnten vermählt. Er hat dem Christenthume seinen zeitlichen Grund genommen und es dafür auf einen ewigen gebaut. Er hat etwas durchgeführt, was sich das achtzehnte Jahrhundert, dies freie, stolze Jahrhundert nicht möglich gedacht hat; nämlich die Kritik der Historie des Christenthums mit der wärmsten Hingebung an seinen innern, ewigen Gehalt zu verbinden. Strauß hat den Rationalismus überwunden, der einst so lächerliche Versuche anstellte, die Wunder des neuen Testaments zu erklären. Er hat die Wunder als nothwendige, dem Geist des Alterthums und der orientalischen Bildung angemessene Bestandtheile einer Geschichte aufgefaßt, die in dem Augenblick, wo sie aufgeschrieben und fixirt wurde, nach antiker Weise gleich die Gestalt einer epischen Sage annahm. Das Resultat

dieser Auffassung ist historisch etwas Menschliches, religiös aber und philosophisch dasselbe Göttliche, als welches es seither immer verehrt wurde und bestimmt ist, immerdar verehrt zu werden. Die Wahrheit des Christenthums soll aufhören, eine nur auf geschriebene Urkunden beruhende zu sein; sie soll eine ewige sein, eine durch sich selbst nothwendige. Eine Hemmung dieser Lehre ist nicht mehr möglich. Man gehe auf die Deutschen Universitäten — alle Studenten der Theologie haben nur einen Mittelpunkt, von dem aus sie denken oder gegen den sie denken: Das Leben Jesu von Strauß. Freunde oder Feinde der Auffassung — sie ist es, die alle beschäftigt. Es herrscht eine Gährung unter den Köpfen, deren sich keine Macht, keine Leo'sche Brochüre, kein Ministerium mehr bemeistern kann. Deutscher Tiefsinn ist Unterpfand, daß sich zu dem theoretischen Resultate dieser Neuerung auch die praktische Belebung finden, daß vom Katheder sich auch eine Treppe zur Kanzel finden wird.

Wenn alle Anschuldigungen Leo's in Nichts zerfallen, die kann nicht widerlegt werden, daß die sogenannten Hegelingen es mit der Strauß'schen Auffassung des Christenthums halten. Sie werden davon so wenig lassen, wie die Schüler F. A. Wolfs von seiner Hypothese über Homer ließen. Die Christlichkeit ihres Denkens, die Liebe und Verehrung einer Religion, die, wie das Kreuz der Grundriß der Dome des Mittelalters war, so beinahe

der Grundriß ihres philosophischen Systemes ist, das stolze ruhige Gewissen, mit dem sie an das Christenthum überhaupt denken können und nicht nöthig haben, vor ihm zu erröthen, das wird ihnen den Muth geben, ihre Sache durchzufechten, eine Sache, die ebenso freimüthig wie tiefsinnig ist, eine Sache, die im Einzelnen von diesem oder jenem guten Exegeten und Kenner der Quellenschriftsteller widerlegt und berichtigt werden kann, die aber ihrem Gedanken nach mit zur Blüthe eines Zeitalters gehört, welches Freiheit erstrebt ohne Frivolität, welches aus zwei Faktoren zusammengesetzt ist, Unabhängigkeit des Gedankens, Wärme und heiliger Ernst des Gefühls.

Leo fordert den Staat auf, gegen die von ihm signalisirte Faktion einzuschreiten. Der Staat wird nichts thun. Der Staat wird den „Hegelingen" entweder andeuten oder bei ihnen stillschweigend voraussetzen, daß sie in den Resultaten ihres philosophischen Nachdenkens mit möglichst wissenschaftlicher Consequenz verfahren, daß sie vorsichtig sind, ihre Theoreme auf die bunte Mannichfaltigkeit gegebener Verhältnisse und einstweiliger Bedingungen zu übertragen, daß sie namentlich in die ungetrübte Integrität des philosophischen Gedankens nichts von den vielen sich durchkreuzenden Meinungen des Tages, es sei denn, daß es sich mit organischer Nothwendigkeit aus ihren wissenschaftlichen Voraussetzungen ergäbe, aufnehmen; endlich, daß sie in ihren Kämpfen ge-

gen etwaige Gegner weniger ihr individuelles persönlich-gereiztes Wesen, als die Sätze der Wissenschaft herausstellen möchten — das wird aber auch alles sein. Im Uebrigen wird der Staat sich weder zur Unterdrückung einer Lehre, noch zur Verfolgung und Zurücksetzung ihrer Bekenner verstehen. Er wird mit jenem Lakonismus, der die heutigen Ministerialrescripte bezeichnet, das Leo'sche Gesuch um Relegationen, Kirchenbann und einige kleine gelinde Scheiterhaufen, zu welchen das Holz aus den königlichen Forsten geliefert werden soll, abweisen und einen Streit als erledigt ansehen, der als solcher nicht neu ist, sondern, freilich mit anderm Inhalte, zu allen Zeiten da war und nicht beigelegt wurde, am wenigsten von der sich einmischenden weltlichen Gewalt. Es ist wahr, wir nahen uns den Zeiten großer Offenbarungen; aber wer möchte wagen, die Pforten derselben zu verschließen? Würfe man auch den Schlüssel ins Meer — er würde doch nicht verloren gehen.

Leo und Ruge.

Der Kampf gegen die Hallischen Jahrbücher wurde immer erhitzter. Mit dem Tod Friedrich Wilhelms III. nahmen die Dinge in Preußen eine andre Wendung. Die eben bekämpften Ideen wurden plötzlich die leitenden der Regierung. Leo's Kampf gegen die Hegelingen dauerte fort. Es war das polemische Vorspiel einer positiven Opposition gegen die neue Schule, der Berufung Schellings, die der Fehde durch eine neue Philosophie ein Ende machen sollte.

Das Juniheft der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung enthält vom Professor Leo gegen Arnold Ruge, den Herausgeber der Hallischen, jetzt Deutschen Jahrbücher, einen Artikel, dessen Ton wenige Proben charakterisiren werden. Professor Leo nennt A. Ruge einen „literarischen Straßenjungen," erklärt, daß jeder ehrliche Mann Morgens und Abends ein Ceterum censeo beten müßte, annales Halanos esse delendos und beginnt einen seiner rohen Ausfälle mit dem Satze: „Das, was Ruge Protestantismus nennt, ist scheußlicher als Vatermord, schrecklicher als Sodomiterei,

denn es schließt alle Gräuel dieser Welt am Ende zugleich ein, die der Mensch ersinnen kann."

Ich begreife nicht, welches Publikum sich der Professor Leo für diesen Aufsatz gedacht hat. Ich weiß, daß die Evangelische Kirchenzeitung von frommen Gemüthern gelesen wird. Sie hören gern von den Missionen unter den Buschmännern; sie freuen sich, daß im Canton Waadt noch Spuren der Waldenser leben; sie lesen gern die Separatvota Hengstenbergs, die dieser finstere Puritaner über Erscheinungen des Tages in diesem Journale niederlegt. Ich kenne hochgestellte Damen, einflußreiche Staatsmänner, sinnige und fromm wirkende Gelehrte, wenig Theologen, aber viel Layen, die dem Professor Hengstenberg danken würden, wenn er sich mit allen Waffen seines evangelischen Zorns gegen eine Richtung, wie die der ehemals Hallischen Jahrbücher, ausspräche und im Namen des HERRN Jesu Christi, wie sie ihn verstehen, gegen das Verständniß jener Ungläubigen protestirte.

Aber diese Wirthschaft des Professor Leo in Halle! Man begreift den Herausgeber nicht, der einen über die Existenz des Dr. Ruge fast wahnsinnig gewordenen, sonst achtbaren Gelehrten noch ausdrücklich auffordern konnte, diesen Wahnsinn in seinem evangelischen Journale auszutoben. So wäre denn wirklich die Frage des Pietismus gesunken und heruntergekommen auf ein Dutzend lärmender Köpfe, die in Deutschland hier und da

zerstreut sind und die Sache der Religion nur vorschützen, um eine ihnen angeborene oder durch die Umstände ihnen angeflogene Lust zum Widersprechen, Lärmen und Toben, sattsam zu befriedigen. Da ist Krummacher aus Elberfeld, der nicht scheint leben zu können, ohne im Panzer und Harnisch einherzuschreiten. Die Interessen des ewigen Heils und der evangelischen Kirche werden vorgeschützt, nur um eine persönliche isolirte Stellung zu behaupten und der Lust am Rechthaben und der Herrschsucht mit päbstlichem Uebermuth leben zu können. Dies Treiben, das sich in Leo's Polemik gegen Ruge ausspricht, kann man nicht mehr für Sache der Religion und des Christenthums hinnehmen, es ist eine Privatfehde, an welcher kein besonnener Mensch mehr, am wenigsten eines jener reinen Gemüther, zu deren Befriedigung die Evangelische Kirchenzeitung gestiftet wurde, ferner Theil nehmen kann.

Privatfehde muß man diesen Streit heißen, weil er sich auf einem lokalen Gebiete bewegt. Man denke sich dies kleine Halle „an der Saale kühlem Strande." Wenn man auf dem Markte steht, übersieht man die ganze Stadt. Kleine Universitäten in Deutschland sind berüchtigt durch ihre Klatschereien, ihr Coterienwesen, ihre Feindseligkeiten. Wir draußen in der Welt bilden uns Wunder ein, was es dem Professor Cajus um die Wahrheit zu thun ist, wenn er gegen den Professor Sempronius polemisirt und doch polemisirt er nur, weil 1) Sempronius mehr Zu-

hörer hat, als er, 2) weil dieser ihm das Lokal seines Auditoriums vorweggemiethet hat, indem er dem Hauswirth 10 Thaler jährlicher Miethe mehr bot, 3) weil er gestern beim Spaziergang ihn mit einer zweideutigen Miene grüßte, 4) weil er bei der vorjährigen Rektorwahl nicht seine Stimme hatte, 5) weil er sich einen Garten gekauft hat, der mehr Aepfel einbringt, als der seinige, 6) weil seine Frau schnippisch ist und von ihm gesagt haben soll, er verstände sich keinen Knoten an der Cravatte zu binden, 7) weil seine älteste Tochter Fatime weniger gut singt, als Fräulein Odaliske, die älteste Tochter dieses selben Professors Sempronius, 8) weil die Dienstmagd des Sempronius in der Stadt ausgebracht hat, daß bei Cajussens des Morgens nur zwei Loth zum Kaffee für die ganze Professorsfamilie genommen würden u. s. w. u. s. w.

Man wird es lächerlich finden, aber es ist wahr, daß von solchen und ähnlichen Motiven in Deutschland jene Wahrheit abhängig sein kann, welche Universitätsprofessoren vertheidigen. Zwischen den Rivalitätsfragen, Honorarinteressen, Vermiethungs-, Verheirathungs-, Anstellungsspekulationen, zwischen diese Kaffeevisiten und Weibertrātschereien spielen unsere höchsten Interessen über Staat, Kirche und Literatur immer lustig mitten durch und veranlassen eine Universitäts-Ordre du jour, von der wir in Dresden, Frankfurt am Main, Stuttgart, Köln, Bremen, Hamburg keine Ahnung haben.

Ich muß auf Halle zurückkommen. Man denke sich

eine kleine Stadt, wo in den schmutzigen Gassen Haus an Haus, Nest an Nest ein gelehrter Vogel seine Eier ausbrütet. Es sind Prachtexemplare darunter, herrliche Gefieder, zum Ausstopfen schön. Aber dies Gezwitscher! Der kretisch, der paphlagonisch, der medisch, der syrisch, der chaldäisch! Jeder bekommt seinen Geist in einer andern Sprache ausgegossen. Der ist Realist, der Idealist, der Identiker, der Syncretist. Der hat was erfunden, der will was erfinden, der ist eben im Begriff, die Erfindungen aller Jahrhunderte wieder umzustoßen. In Halle sind Casinos, aber sie ballotiren geheim! Geschlossene Gesellschaften, aber nur für Gleichgesinnte. Auf die Kaffeevisiten der Frauen gehen die wissenschaftlichen Glaubensbekenntnisse der Männer über. Nun ist ein Regierungsbevollmächtigter da, der ehemalige Erzieher des jetzigen Königs, der schreibt Berichte nach Berlin, nach Sanssouci, da wird angefragt: Wer soll befördert werden? Wer bekommt Zulage? Wer soll reisen auf Staatskosten? Wer kriegt einen Orden, einen Titel? Man denke sich den Lärm, den unsre Literatur schon auf dem ganzen Gebiete von Deutschland macht und hier sind nun die Repräsentanten dieser Literatur zusammengedrängt in dem kleinen Nest, Halle an der Saale. Nordöstlich kommt die Chaussée von Bitterfeld und südwestlich geht die nach Merseburg, von wo man ein dem menschlichen Gemüth sehr gefährliches, das Blut verdickendes Bier nach Halle einführt. Jetzt hat eine Eisenbahn

ihren eisernen Arm um die Stadt geschlagen, aber die Stadt bleibt dieselbe mit allem ihren kleinen ewigen innern Krieg, den Anhetzungen, den Denunciationen und Liebedienereien nach Berlin hin, dem literarischen Klotzismus, wie er war, ist und sein wird zu allen Zeiten, so lange Halle und unsre kleinen Universitäten bestehen werden.

Es ist ein lächerliches Vorgeben, wenn Professor Leo behauptet, er müsse gegen den Doktor Ruge die Sache des Christenthums und der Staaten vertheidigen. Ja er mag sich einbilden, daß er in seinem Rechte und seiner Pflicht ist; aber er hat für diesen zur Lokalsache gewordenen Streit die Zurechnung der Vernunft verloren. Jedes seiner Worte, das er in der Evang. K. Z. verspritzt, ist mit der Galle persönlicher Reizung, persönlicher Verfeindung gefärbt. Diese schmählichen Ergüsse schimpfsüchtiger Polemik sollten Fürsten und Staatsmänner anders als mit Lächeln aufnehmen? Sie sollten nicht fühlen, daß hier nicht mehr der eherne Mund der Wahrheit, der Ueberzeugung und des Berufes spricht, sondern die giftige Zunge der Verläumdungssucht, des Neides, der überreizten persönlichen Verstimmung? Diese Fluth gemeiner Redensarten — sie ist nicht aus dem Borne des an Professor Leo so achtbaren Wirkens und Wissens hervorgequollen, sondern herausgepumpt aus dem großen Marktbrunnen zu Halle, wo die Mägde klatschen und das abgelaugte Rinnsal der Salinen zusammenläuft.

Ruge hat jetzt Halle verlassen. Es ist ein Glück für die Wissenschaft, ein Glück für die Stellung derselben zum Staat. Die Verdächtigung nahm eben so sehr überhand, wie die gegenseitige Erbitterung, die auf den Schrittsteinen der Gassen von Halle sich persönlich begegnend das Aeußerste erwarten ließ. Ruge's Wirken verdient mehr als eine Universitätsfehde zu sein. Sein großartiges, Epoche machendes Streben verdient frei zu sein von allen den Nachtheilen, die ein verengter Horizont nach sich ziehen muß. Ruge wird in Dresden einen freieren Blick gewinnen, er wird über Vieles baarer von Vorurtheilen, wenigstens milder und nachgiebiger werden. Es ist nicht nothwendig, daß er sein freisinniges Wirken in den nunmehr deutschen Jahrbüchern bis zu einem Conflict mit der Staatsgewalt auf die Spitze treibt. Wenige der Symptome einer hereinbrechenden, durchgreifenden Reaktion, die Ruge prophezeiht und befehdet, lassen sich in Abrede stellen; aber ein Kampf für Prinzipien ist ein andrer, als einer für Thatsachen. Wär' es nicht entsetzlich, wenn sich hier ein edler Kämpfer für die Sache des Fortschrittes in seinem Streben so verwickelte, daß er mit seinem Institute unschädlich gemacht würde, ehe dies Institut sich eine entschiedene Popularität gesichert hätte? Vergesse Ruge nicht, daß seine Sache nicht in der ansprechendsten Form auftritt. Er spricht von Philosophie, wo das minder eingeweihte Publikum Politik erwartet, er setzt Totalität voraus, wo die Masse an Einzel-

heiten klebt; zuletzt ist sein Hegelscher Grund ein solcher, auf dem Tausende, die gleiche Anschauungen und Wünsche haben, mit ihm doch nicht fortbauen möchten. Dies alles reiflich bei sich zu erwägen, wird Ruge veranlaßt werden, jetzt, wo er der akademischen Sphäre entrückt ist, einer Sphäre, in der sich die Studenten duelliren um einen Paragraphen des Aristoteles oder den Unterschied zweier griechischer Partikeln. Auch die übertriebene Selbstaufreizung gegen Preußen ist nicht besonders anzurathen. Ein Rath im Ministerium zu Berlin ist noch nicht das Ministerium, der Minister ist noch nicht der König, der König von heute ist noch nicht der König von morgen. Dresdens ästhetische Richtung wird allerdings Rugen und seine Freunde weder in Tiecks Zaubernächte, noch in Theodor Hell's Abendzeitungsdämmerungen verstricken, wohl aber dazu beitragen, daß ihr Standpunkt sich verallgemeinert. Der Augenblick eines offenen Kampfes scheint in der That noch nicht reif, wenigstens für Ruge nicht, um den es Schade wäre, wenn er wie ein schönes, aber unverstandenes Meteor in sich zerplatzen sollte. Und wenn es möglich wäre, den offenen Kampf zu vermeiden? Wenn das doktrinäre Element dieser deutschen Jahrbücher sich grade bethätigte durch Belehrung, Unterricht und von der Gegenpartheì so allmählig die herüberzöge, die jetzt erst prüfen werden und vor der Beantwortung erschrecken, welche der auf sich lüde, der den Geist der Zeiten in längst überwundene Bahnen zurücklenken wollte?

Artikel, wie der angezogene von dem Professor Leo, müssen dies Verständniß der Zeit, diese Anerkennung der neuen Richtung nur erleichtern. Wer kann an das Christenthum des Herrn Leo glauben? Wo sind die Beweise? Etwa diese schmutzigen Tiraden in der Evangelischen Kirchenzeitung? Die Klage um ein angetastetes heiliges Gut müßte sich, wenn man ihr glauben sollte, anders kund geben, als es bei dem Herrn Professor geschieht. Ich kann an das von der neuen Richtung beleidigte Gemüth des poetisch empfindenden Görres glauben, ich kann an eine gewisse Wahrheit im Antistes Hurter glauben, ich kann mir ein still ergebenes, ja selbst ein grollendes Verhalten der orthodoxen Minorität denken; aber diese Entrüstung des Professor Leo ist — blasse Renommage. Es ist der Aerger eines Sonderlings, über den ein anderer Sonderling kommt und ihn aus der Mode bringt. Diese Tiraden, diese Schmähungen kann man nur mit den Ausbrüchen einer Monomanie vergleichen und es sollte mich sehr Wunder nehmen, wenn nicht gerade in dem Augenblick, als die preußische Regierung des Hallischen Professors tolles Crucifige! Crucifige! las, sie sich entschloß, den schon verhängten Bann der Jahrbücher wieder aufzuheben und es dem Publikum überließ, selbst zu untersuchen, mit wem es Ruge gemein hat, ob mit Christus oder wirklich mit Barrabas.

Offenes Sendschreiben

an den

Fürsten zu Solms-Lich.

Als ich 1837 in Berlin war, sprach man in vielen Zirkeln von Ew. Durchlaucht wie von einer seltenen und den Kern der glänzendsten Zukunft in sich schließenden Erscheinung. Man bezeichnete Sie als einen Adligen, der mit vollem Bewußtsein seines gesellschaftlichen Vorranges einen in gewisser Sphäre nicht häufigen Reichthum an Ideen verbände; Sie hätten nicht bloß, hieß es, den Adel in Ihren pergamentenen Briefen und Siegeln, sondern Sie würden ihn sogar aus gesellschaftlichen Theorieen und philosophischen Constructionen herleiten können, etwa in der Art, daß, wie es einmal von Gott hieß, wenn es keinen Adel gäbe, man ihn erfinden müßte. Wie denn nun in Berlin, beim Mangel eines öffentlichen politischen Lebens, die Neugier immer das Ungereimteste glaubwürdig findet, so wollten Sie die Einen zum Wiederhersteller des seit längerer Zeit so tief gesunkenen Berliner politischen Wochenblattes machen, Andre riethen auf die Errichtung eines Depots für carlistische Anwer-

bungen, bis man eines Tags von Ihrer Ernennung zum Staatsrathe überrascht wurde. Man wünschte Ihnen Glück, besonders Ihrer Jugend wegen.

Ich sprach darauf einen geistreichen berühmten Mann, der eben die Ehre gehabt hatte, von Ew. Durchlaucht besucht worden zu sein. Da gab es einen preisenden Bericht über das Ausserordentliche Ihrer Auffassung politischer Fragen. Aus den verschiedenen Andeutungen, die ich erhaschen konnte, ersah ich, daß Ew. Durchlaucht den Adel weniger für einen Genuß, als für eine schwere Pflicht und unter den jetzigen Umständen, wo das Zurückschrauben unsrer gesellschaftlichen Fortschritte auf alte Zustände mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, beinahe für eine Last ansehen. Der Fürst zu Solms-Lich, weit entfernt den Adel für eine todte Hand, für ein Privilegium der Selbstgenügsamkeit zu halten, scheint vielmehr die höchste Regsamkeit für ihn in Anspruch zu nehmen und seiner dringendsten Sorgfalt die Lösung der schwebenden politischen Fragen anvertrauen zu wollen. Es ist, nach den Geständnissen Ew. Durchlaucht, kein Glück, im neunzehnten Jahrhunderte ein Adliger zu sein; wer es aber einmal ist, den müsse sein Leben ein ritterlicher Kampf bedünken, eine gewissenhafte Priesterschaft am geweihten Heerde anvertrauter Heiligthümer, eine Aufgabe und, wenn man bedenkt, was der Adel Alles verloren hat, eine Eroberung. Ich besann mich, daß schon einer Ihrer Vorfahren im Jahre 1564 eine Bro-

chüre „über des Adels Herkommen" herausgegeben und darin eine ähnliche Klage angestimmt hat, mit dem Unterschiede freilich, daß Ihr durchlauchtigster Ahn die Verbesserung des Adels nach dem Geiste seiner Zeit mehr in tüchtigem, sittlichem Lebenswandel, Sie dagegen nach dem Geist der unsrigen in Ideen finden, welche weit mehr verkehrter, als moralischer Natur sind.

Mein nächster Gedanke, als ich von diesem spekulativen jungen Staatsrathe gehört hatte, war an den Professor von Henning in Berlin gerichtet. Ew. Durchlaucht wissen vielleicht nicht, daß dieser gelehrte Herr in der Armuth des Adels eine, wie die Hegelianer sagen, weltgeschichtliche Nothwendigkeit findet. Grade durch seine Armuth, meint Herr von Henning, würde der Adel seiner Wahrheit am nächsten geführt. Ob nun diese Wahrheit darin liegen soll, eine Vermittelung zwischen Fürst und Volk zu bilden, oder ein stets vorhandener elektrischer Conduktor gewisser, den Staat nothwendig integrirender Tugenden zu sein, darüber wag' ich nichts von der Meinung des Herrn von Henning vorwegzunehmen. Ich dachte nur über diese eigenthümlichen Ideenvermählungen mit so vielem Ernste nach, daß ich mir inzwischen in meinem Romane: Blasedow und seine Söhne erlaubt habe, das Komische daran weiter auszuführen; denn mein Graf von der Neige ist ein moderner Edelmann, der grade, weil er nichts mehr hat, für Alles Neue die Initiative übernehmen zu müssen glaubt, Güter kauft und

sie in Lotterien ausspielt, Aktien auf Kohlengruben emittirt, neu verbesserten Maschinen nachgrübelt und deren sogar selbst welche erfindet z. B. eine ganz ausgezeichnete Gattung von Mäusefallen.

Doch es ist hier nicht von Mäusefallen, sondern von den Deutschen Ständeversammlungen die Rede. Ew. Durchlaucht sind, wie es von Ihrer so scharf erfaßten Lebensaufgabe zu erwarten stand, als Schriftsteller aufgetreten und haben die Ungesetzmäßigkeit der in den meisten Deutschen Staaten jetzt eingeführten Repräsentativ-Verfassungen, theils aus dem verletzten Buchstaben der Bundes- und der Wiener Schlußakte, theils aus den verletzten Interessen derer, die wie z. B. Ew. Durchlaucht selbst bei den neuen Verfassungen (Sie sind Mitglied der ersten großherzogl. Hessischen Kammer) einen größern Umfang an Einfluß ansprechen zu können glaubten, nachgewiesen. Daß die Flugschrift: „Deutschland und die Repräsentativ-Verfassungen. Giessen, bei Heyer" aus Ihrer Feder geflossen ist, haben die Zeitungen mit einer hastigen Beeiferung ausgesprochen. Da Ew. Durchlaucht dem Gerüchte nicht widersprechen, so haben Sie es gewiß nicht hindern wollen, daß man Sie für den Gegenstand desselben verantwortlich macht. Da Angriffe auf das Deutsche Verfassungswesen nichts Seltnes sind, so konnte es diesmal nur der hohe Verfasser sein, der diesem neuen Attentate den zur Eröffnung einer allgemeinen Erörterung nothwendigen Nachdruck giebt.

Ansichten, die aus Ihrer Sphäre kommen, gehen selten allein im Gedankenhaine lustwandeln. In einiger Entfernung folgen Ihnen Ihre Begleiter. Ihre Schrift führt sicherlich mehr als Ihr Wappen im Schilde.

Ew. Durchlaucht haben mich durch die gründlich scheinende Beweisführung Ihrer kleinen Schrift, durch die lichtvolle, unverworrene Darstellung und selbst durch die artige, feine Stylisirung höchlichst überrascht. Da legt sich, wenn ich das gemeine Weberhandwerk mit einer fürstlichen Arbeit vergleichen darf, ein Faden klar und eben an den andern; kein wilder Einschlag fährt in das schöne Gewebe hinein und ich habe so bei mir gedacht: Wie sauber und den Umständen angemessen würden unsre jungen Schriftsteller schreiben lernen, wenn man sie nur auf eine kurze Zeit zu Ministern machte und sie in den Adelstand erhübe! Ew. Durchlaucht klagen Niemanden mit Heftigkeit an; Sie vermeiden jede sich Ihnen darbietende Gelegenheit zu mißliebigen Aeußerungen über Journalisten, Deputirte, Ehrenbecher, u. s. w. Sie lassen sich nur ein einziges Mal zu einer Lieblosigkeit hinreißen, die man Ihnen, da sie gegen die Republikaner gerichtet ist, in jedem andern Falle nicht würde verdacht haben; nur hier, wo Sie durchgängig mit Ihren persönlichen Affektionen so zurückhaltend sind, flößt es einen plötzlichen Schrecken ein, wenn Sie gegen die „etwa sich vorfindenden" Deutschen Republikaner mit einer malitiösen Ruhe Ihre grausame Verwunderung so ausdrücken: „Es zeigt

eine gewisse Halbheit der Gesinnung, daß sie nicht Alles aufbieten, um nach Republiken überzusiedeln, da sie, so lange sie in Deutschland bleiben, nicht hoffen können, weder selbst jemals in einer Republik zu leben, noch auch ihren Nachkommen eine solche zu bereiten." Es ist gewiß ein trauriger Irrthum, wenn es Leute gäbe, die noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu einer Deutschen Republik zu kommen hofften; dennoch ist der Rath, daß diese Bethörten nach Amerika oder Neuholland auswandern möchten, eine so kalte Grausamkeit, daß ich als Fürst ihnen lieber hundertmal Amnestie gäbe, als ihnen einmal riethe, ihrem Vaterlande Lebewohl zu sagen. Wer den rührenden Moment erlebt hat, wo in Hamburg kürzlich Hunderte unserer Brüder auf ewig von den Deutschen Gauen und von Europa Abschied nahmen, der würde ihnen lieber erlaubt haben, in Schlesien Fetische zu verehren, als ihnen anzurathen oder sie zu zwingen, das Vaterland zu verlassen. Wer bei uns eine Republik will, will sie sicher nicht der abstrakten Form wegen; die Republiken Amerikas können ihm das nicht geben, was er sich unter einem Aufbau dieser Staatsform auf den Trümmern unsrer Monarchieen träumerischerweise vorstellt. Ich möchte lieber ewig auf dem Hardenberg bei Mainz in Banden sitzen, als frei sein in Amerika. Den Fürsten gehören die Deutschen Verhältnisse, aber die Schatten Deutscher Eichen gehören jedem, der unter ihnen geboren wurde.

Ich gestehe Ew. Durchlaucht, daß ich es lieber hätte, wenn Ihre Darstellung mitunter leidenschaftlicher wäre. Menschen, die sich leicht erzürnen, sind meist auch leicht wieder zu versöhnen. Diejenigen aber, welche ihre Gegner, statt zu bekämpfen, ignoriren, welche die Unrichtigkeit der Meinungen, die Sie nicht theilen, für eine abgemachte Sache halten und sich höchstens zu einer vornehmen Duldung, zu einem gnädigen Nichtsehenwollen verstehen, diese flößen mir, namentlich als Staatsmänner, Grauen ein. Indem sie die Discussion abschneiden, trennen sie auch das gemeinsame Band, welches alle Lebensfunktionen eines so organischen Körpers, wie der Staat ist, verbindet und einen belebenden Umkreis des Blutes durch alle Adern der Gesellschaft möglich macht. Diese Ruhe, mit der Ew. Durchlaucht sich über die Parteiungen der Zeit hinwegsetzen, verräth mir am wenigsten Ihren versöhnlichen Sinn und ein gutes Vorhaben der Partei, zu der Sie gehören. „Sie sind schon gerichtet!" scheint die Annahme zu sein, welche die vorhandenen Meinungsverschiedenheiten schroff zurückweist. Diese vornehme Toleranz Ihres Styles hat mich in Schrecken gesetzt und mich zu der Frage getrieben: Ist denn alles schon so ausgemacht und gewiß, wofür es dieser Fürst anzusehen scheint? Handelt es sich bei den Parteien nur lediglich um die Wahl zwischen dem Gefängnisse und Amerika, oder ließe sich nicht die Forderung der Einen herabstimmen und mit der Macht der Andern ausgleichen? Ist

denn die ganze Frage, die Deutschland zu lösen hat, nur eine philologisch-kritische in Betreff des 13ten Artikels, oder steht die Aufgabe unendlich höher, die Lösung an einem viel edleren Ziele? Sind nur die Buchstaben etwas, die Menschen nichts? So dacht' ich, und beschloß, grade jene wesentlichen Faktoren unsrer Zustände, die Sie in Ihrem vorzugsweise juristischen Eifer mit herablassender Gleichgültigkeit übersehen haben, zur Hauptveranlassung eines an Ew. Durchlaucht gerichteten Sendschreibens zu nehmen.

Der Verfasser der Schrift: „Deutschland und die Repräsentativ-Verfassungen" will beweisen, daß jenes zu diesen nur durch Verletzung der in den Urkunden des neuen Deutschen Staatsrechts ausgesprochenen Grundsätze über Volks- und Standes-Vertretung gekommen wäre. Er hält allen Consequenzen des Repräsentativsystems die einer „ächten" bundesgesetzlichen landständischen Verfassung entgegen, und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß eine Umgestaltung des bisherigen Deutschen Verfassungswesens nach jenen landständischen Prinzipien hin wenn nicht schon im Werke, doch sicherlich nothwendig wäre. Am Schlusse der Schrift wird der Gang gerühmt, den man in Preußen eingeschlagen hätte, um die vom Könige versprochenen Reichsstände allmälig zu organisiren. Die Preußischen Provinzialstände liegen dem Ideale, welches der Verfasser von diesen Reichsständen hat, zum Grunde. Die Uebergänge und Herleitun-

gen sind meist historisch. In begriffliche Erörterungen läßt der Fürst sich nicht ein, so daß es fast scheint, als wenn er die Hallerschen Schriften gar nicht, die neueren „naturwüchsigen" politischen Theoretiker nur theilweise, und ausschließlich nur die Buchstaben unsrer Bundesconstitutionen kenne. Welche Staatsform die beste ist, läßt er unerörtert; die, welche die rechtmäßige und pflichtschuldige wäre, ist der Gegenstand seiner kleinen Schrift. Er beginnt mit dem allmäligen Absterben der Deutschen alten Reichsverfassung und des damit zusammenhängenden Lehnswesens, beklagt die Folgen des Rheinbundes, die eine in den Deutschen Staatenzusammenhang unmöglich passende Darstellung von Souveränetät aufgebracht hätten und sucht die Begriffe zu bestimmen, welche man auf dem Wiener Congresse mit dem 13ten Artikel der Bundesakte verknüpft hätte. Es ist allerdings irrthümlich, wenn der Verf. sagt, daß hier überall von Repräsentativverfassungen im französisch-englischen Sinne nicht die Rede gewesen wäre; denn grade dieser Ausdruck wurde, obwohl ohne nähere Bestimmung, von mehren der am Congreß thätigen Minister gebraucht und findet sich in den Verhandlungen und Eingaben offiziell wieder; es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß diejenigen Befugnisse, welche der Verf. als von Preußen selbst den Ständen eingeräumt erwähnt, mehr nach einem modernen, als gothischen Bau hinzielen; doch mag er mit seinen Einreden in dem Augenblick Recht haben, als die südwestlichen

Staaten sich eigne Verfassungen (ohne Modell, rein als Experiment) gaben und nun die Schlußakte des Wiener Congresses auftrat und als eine wesentliche Bestimmung von zu ertheilenden Verfassungen die ungetheilte Einheit der fürstlichen Gewalt festsetzte. Hiemit ist freilich ausgesprochen, daß das Wesen der Repräsentativregierung, als einer auf die Theorie von den drei Gewalten sich gründenden Staatsform, von den Verfassungen, die zu geben oder schon gegeben waren, nach Bundesgesetzen hätte müssen ausgeschlossen bleiben. Hier steht der Verf. auf juristisch-sicherm Grund und Boden; von hier aus bekommen seine Anläufe einen gedeckten Rücken. Er vergleicht nun die beiden politischen Systeme erstens in Bezug auf die Wahl der Repräsentanten und die Zusammensetzung der Kammern. Er behauptet, daß die Volksvertretung im Repräsentativsysteme eine Fiktion und nur im ständischen Systeme wahrhaft möglich wäre. Er geht dann zweitens auf den Antheil der Stände an der Gesetzgebung über, und schildert in einem neuen Ansatze seiner Schrift die Verlegenheiten und Zerwürfnisse, welche die Mißachtung des strengen Unterschieds zwischen den beiden Systemen in Deutschland hervorgebracht hätte. Er läßt dem Englischen Systeme seinen Werth, räumt ihm diesen aber nur da ein, wo sich durch historische Entwickelung Parteien gebildet hätten; denn auf deren Vorhandensein wären alle Bestimmungen des Repräsentativsystems begründet. Der Schluß, daß

das auf Deutschland angewandte Experiment die Parteien, da sie nicht da waren, nothwendig und künstlich hervorgerufen hätte, ist nun leicht gemacht und damit die Aussicht in das endlose Sündenregister gegeben, welches man den südwestlichen Staaten Deutschlands vorzuhalten hätte. Die auffallende Wendung, die zuletzt die Schrift nach Preußischen Verhältnissen hin nimmt, ist bereits erwähnt worden.

Als zugestandenem Verfasser dieser eben scizzirten Darstellung möcht' ich Ew. Durchlaucht wohl die Frage vorlegen, wie Sie sich denn diese Wiederbelebung ständischer Verhältnisse vorstellen, von denen Sie doch selber sagen, daß sie unter den bei ihrem Tode gegebenen Umständen nicht mehr möglich waren? Gesetzt, wir müßten Ihnen aus juristischen, politischen und moralischen Gründen den Werth von Repräsentativverfassungen opfern, wie wollen Sie uns jene Stände organisiren, die Sie für die besseren halten? Sie räumen selbst ein, daß die alten Stände keine Haltung hatten und allmälig in sich selbst zerfielen, der zuwachsenden Ausbildung der Souveränetät gegenüber. Wenn sie aber damals, wo die unruhige Neuerungssucht der Völker noch nicht im Schwange war, wo man noch nicht die Staatsformen des In- und Auslandes mit einander verglich, ohne Werth waren, wie können sie jetzt, ich will nicht sagen das Bedürfniß der Völker befriedigen; (denn Ew. Durchlaucht würden dies für eine Phrase halten) sondern nur überhaupt un-

ter den gänzlich veränderten und umgerüttelten Verhältnissen möglich werden? Waren schon damals die Formen der gährenden Gesellschaft und die Widersprüche der Interessen dem feudalen Ständewesen nicht mehr günstig, so sind sie es jetzt noch weit weniger, jetzt, wo wir in den meisten Dingen nach abstrakten und aus dem Stegreif genommenen Gesetzen verfahren, jetzt, wo wir vom Naturwüchsigen auf Gedankenweite entfernt sind und höchstens in einigen Corporationen, die früher Kapitale verwalteten und jetzt nur die Zinsen davon genießen, in einigen Individuen, deren Ahnen früher reichsunmittelbar waren, während sie jetzt mediatisirt und auf Thätigkeit in fremdem Staatsdienst angewiesen sind, der Wunsch nach einer ihnen günstigeren Ausgleichung von Macht und Einfluß entstehen kann. Es wäre sicher ein herrliches Dasein, wenn wir unsre jetzige Civilisation mit der schönen Gliederung des gesellschaftlichen und politischen Lebens im Mittelalter verbinden könnten, wenn zum Preise jener Freiheit, die uns Ew. Durchlaucht allerwege gestatten, die bunten Fahnenwimpel der Stände und Genossenschaften einen Regenbogen des Friedens bildeten; aber wo soll das herkommen? Wo anders kann man einmal einen solchen Traum hegen, als wenn man durch Ew. Durchlaucht schöne Heimath, die Wetterau, pilgert, in die sechs unergründlichen Brunnen Friedbergs blickt, an der Lahn hinwandernd, die Trümmer alter Burgen auf den Bergen sieht und sich in alte Zeiten versenkt? Ist man wieder

in den Städten, sieht man auf den Dörfern alle Bauernbursche mit rothgestreiften Mützen, die ihre militärische Bestimmung verrathen, sieht man die Schlagbäume und die Gensdarmen, die uns „höflich" um den Paß bitten, so schwindet die malerische Fee Morgana und wir fühlen, daß Staatenorganisationen nur noch auf den Grund einer allgemeinen Gleichheit, Eintheilungen nur nach numerischen Verhältnissen möglich sind, eine Ueberzeugung, die uns Ew. Durchlaucht durch Ihre juristischen Herleitungen nicht rauben können.

Obgleich Ew. Durchlaucht an mehren Stellen Ihrer Schrift jene Empfindlichkeit der mediatisirten Fürsten gegen die aus Napoleons Weltstürmerei als souverain hervorgegangenen ehemaligen Vettern und Collegen nicht ganz verbergen, so werden Sie doch die Könige von Bayern, Würtemberg, Sachsen nicht anklagen wollen, daß sie durch Ertheilung von Repräsentativverfassungen absichtlich dem Adel oder gar dem monarchischen Prinzipe hätte schaden wollen. Im Gegentheil sind die betreffenden Deutschen Verfassungen mehr aus theils zufälligen, theils nothwendigen Einflüssen hervorgegangen. Da man kein festes Vorbild hatte, so mußte man sich bei ihrer Schöpfung gegebenen Umständen anpassen, von denen einige so dringend waren, daß sie in keinerlei Art umgangen werden konnten. Wenn die neuen Souveräne allerdings gegen die Mediatisirten in Rechtsbewilligungen nicht freigebig gewesen sind, so mögen die Gründe

hiefür gewesen sein, welche sie wollen; nur so viel ist gewiß, daß das Faktum mit den Wünschen der Majorität übereinstimmte. Ueberhaupt ließe sich Ihrer Schrift eine andere gegenüber stellen, worin grade die Nothwendigkeit bewiesen werden müßte, warum man dem Repräsentativsysteme vor dem ständischen den Vorzug zu geben hätte. Da Ew. Durchlaucht die Preußischen Provinzialstände so genau kennen; so werden Ihnen die abentheuerlichen, alle vernünftige Ordnung des modernen Staates aufhebenden Anträge, die auf den Provinziallandtagen der Preußische Adel gemacht hat, wohl bekannt sein. Wenn nun diese Stände schon mit jener Befugniß ausgestattet gewesen wären, die Sie nicht Anstand nehmen werden, den allgemeinen Reichsständen zu bewilligen; würde da wohl die Preußische Regierung mit so unbefangener und sich ihrer Macht bewußter Rücksichtslosigkeit jene Anträge, wie sie es gethan, haben zurückweisen können? Dem modernen Staate werden Sie die Ueberzeugung nicht nehmen, daß sein Schwerpunkt in jener Richtung liegt, wo sich das Mehr oder Minder der zur Ordnung des Ganzen geleisteten Opfer entscheidet. Die Steuern, die Ew. Durchlaucht als Regelung der Standschaft gänzlich verwerfen, sind wenigstens annäherungsweise der sicherste Ausdruck des Antheils, den der Einzelne am Wohle und der Erhaltung des Ganzen nehmen wird. Kein denkender und besonnener Staatsmann wird Ihnen glauben, daß die Wohlfahrt des modernen Staates mehr in dem Einspruch

eines armen, unbegüterten, aber den Namen und eine ererbte Stimme tragenden Adligen, als in dem eines Bürgers liegt, dessen Steuerquantum groß genug ist, um ihm die Erhaltung des Friedens und der Ordnung für sein Gewerbe oder sein Vermögen als das Allerwünschenswertheste einzureden. Und wenn ich, als Demokrat, auch wohl die möglichste Annäherung an Urwahlen jedem andern Regulator der Repräsentationsfähigkeit vorziehe, so scheint mir doch Ihr Prinzip so weit von dem Ideale eines erträglichen Staates entfernt zu sein, daß ich noch lieber dem höchsten Steuerkataster vor Ihrem auf gewisse „verfaulte Flecken" (rotten boroughs) der Gesellschaft haftenden Systeme der Standschaft den Vorzug gebe.

Die von Ew. Durchlaucht mehrmals ausgesprochene Erklärung, daß in Ihrem Staate Jeder Wähler sein könne, klingt sehr verführerisch. Sie binden das politische Recht an keine Steuer, sie lassen „das Recht mit uns geboren" werden Ich habe nie begreifen können, wie Göthe darauf kam, eine so edelklingende Maxime

Vom Rechte, das mit uns geboren,
Davon ist leider keine Frage —

dem Teufel in den Mund zu legen. Jetzt seh' ich, daß Mephisto nie ein größerer Schalk ist, als wenn er die Maske der Ehrlichkeit vornimmt. Ew. Durchlaucht brauchen die überraschende Wendung, daß in Ihrem Staate alle wählen sollen, und daß das Recht mit uns geboren werde, indessen der Grad von Freiheit, der dar-

aus hervorgeht, ein gar geringer ist. Sie lassen Alle wählen, aber alle nur nach Ständen und Gemeinden und jeden Stand und jede Gemeinde nur aus ihrer Mitte. Das heißt, die Mediatisirten sitzen erstens in den Kammern alle für sich, dann schickt der niedre Adel seine aus eignem Schooß gewählten Vertreter, die Geistlichen die ihren, die Städte schicken ihren Bürgermeister, die Bauern — ihre Dorfschulzen. Unübertrefflicher Mephisto! Vom Rechte, das mit uns geboren, davon ist hier lediglich die Frage! Die Bauern sollen ihre angeborne Vernunft, ihren Schulunterricht in die Kammer bringen; sie sollen sich nicht einfallen lassen, statt selber mit der Pelzkappe und in dem Rocke mit silbernen Knöpfen zu erscheinen, Männer von Geist zu schicken, einen Uhland, einen Advokaten aus der Residenz, einen, wegen seiner Grundsätze ausgetretenen Staatsdiener, einen Journalisten gar, kurz den Vertreter eines Rechtes, das mit ihnen als Bauern nicht geboren wurde. Nein, Ew. Durchlaucht, diese Freiheit, daß Alle wählen, ist dadurch, daß nicht Jeder gewählt werden kann, sehr theuer erkauft. Ihr Vordersatz hat einen Nachsatz, der jenen mit Haut und Haaren aufhebt.

Ich möchte mich, da Ew. Durchlaucht doch wohl alle Schriften über das Theoretische dieser Frage gelesen haben und mir in einer so vielfach erörterten Sache etwas Neues zu sagen schwer werden möchte, nur auf die Bemerkung beschränken, daß Sie schon durch das Kleinliche

der Resultate, die Ihre Lehre in den einzelnen kleinen Deutschen Bundesstaaten zur Folge haben würde, erschreckt werden sollten. Ihr System von einer Gliederung der Interessen hat ein imposantes Aeußre; aber was soll ein Linienschiff auf einem kleinen Bache, selbst wenn jenes nach einem winzig verjüngten Maaßstabe gezimmert ist? Aus dem Volke heraus sollen wir die etwa vorhandene Bildung zu holen suchen, nicht uns demüthigen lassen durch den offen zur Schau gestellten Mangel derselben. Ich habe alle Achtung vor dem gesunden und natürlichen Sinne des „gemeinen" Volkes; aber es würde mir leid thun, wenn ich in dem Kampf gegen die privilegirten adligen, geistlichen und bürgerlichen Stände einen Streiter auftreten sähe, dessen Intelligenz allerdings über seinen Kirchthurm hinausreichen dürfte, der aber aller Vorsprünge einer feinen und dem Kampf gewachsenen Bildung entbehrt oder seine Stimme wohl gar an den adligen Gutsherrn überträgt. Das ständische System, auf die Masse angewandt, ist etwas Lächerliches. In großen Verhältnissen z. B. wenn es sich um eine Repräsentation des ganzen Deutschen Volkes beim Bundestage handelte, könnte es sich als passender Regulator bewähren; in jede Dorfgemeinde aber ist seine Einführung eine Ungereimtheit, wie es jede Idee wird, wenn man auf das Kleinste und Einzelste ihre Consequenzen ziehen will.

Der moderne Staat ist das concentrirte Bewußtsein

aller der Interessen, die in ihm aufgehen sollen. Der moderne Staat ist auf das Prinzip der Entsagung und Aufopferung begründet. Die Minderzahl fügt sich der Mehrheit, weil das der Mehrheit Zuträgliche nur augenblicklich der Minderzahl wehe thun kann, indem bald in einem weise regierten Gemeinwesen eine Ausgleichung folgen wird. Das von Ew. Durchlaucht empfohlene ständische System würde, wenn es nicht eine gänzlich leere Fiktion neben der Staatsregierung sein sollte, uns in eine Anarchie der feindlichsten Sonderinteressen schleudern. Nur da, wo die Wahlgemeinden nicht an ihre eigne Intelligenz gebunden sind, sondern, um einen Vertreter zu finden, über ihre Gränzen hinausgreifen dürfen, nur da ist schon im ersten politischen Akte jenes Prinzip des modernen Staates, die Aufopferung und die Ausgleichung, anerkannt. Die Deputirten dürfen kein Mandat annehmen, um nicht das Gleichgewicht des Ganzen zu stören; sie sind nicht ihren Constituenten, sondern nur ihrem Gewissen und ihrer Vaterlandsliebe verantwortlich. Nur bei diesem Systeme ist eine Harmonie der Regierung mit dem Volke möglich, während Ew. Durchlaucht wunderlicherweise als das Ideal des Staates eine Combination vorschlagen zwischen der Türkischen Despotie auf Seiten der Regierung und der Polnischen Reichstagsanarchie auf Seiten des vertretenen Volkes. Sie nennen das: die Stände hätten nur berathende Stimme. Sie wollen

der Regierung die Freiheit ihres Willens lassen und durch die Stände nur die Möglichkeit eines Blickes in den Volkswillen geben. Wie Sie bei dieser Verwirrung aber endlich auch noch verlangen können, daß die Regierung den Ständen verantwortlich sei denselben Ständen, die sich über nichts einigen, die nur berathen, dieselbe Regierung, die ihr eigner Herr ist — das ist einer der Widersprüche, die sich zahlreich in Ihrer Schrift finden und die sich nur aus dem Umstande erklären lassen, daß Ihre eine Herzkammer aristokratisch, Ihre andre monarchisch gesinnt ist, daß Sie zugleich Mitglied einer süddeutschen ersten Kammer und zugleich Preußischer Staatsrath sind. Sie wissen nicht, ob Sie mehr Ihrem Selbstgefühle als Pair nachgeben sollen oder Ihrer Pflicht, falls Sie Minister würden.

Es hat mich bei Ihrem Geiste Wunder genommen, daß Ew. Durchlaucht irgend einer der theoretischen Behauptungen des seeligen Pölitz in Leipzig beistimmen können. Der Ausdruck Interessen, den dieser nicht eben tiefe Staatsrechtslehrer oft gebraucht, hat Sie bestochen, wenn Sie auch mit Recht nicht begreifen, wie es neben den Interessen des Ackerbaus und der Industrie noch Interessen der Intelligenz im Staate zu vertreten geben könne. Die Intelligenz ist nicht Sache eines einzelnen Standes, wenigstens nicht diejenige Intelligenz, welche auf den Landtagen vertreten werden soll. Abgeordnete der Geistlichkeit, der Schulen und

der Universitäten werden Ew. Durchlaucht, wenn sie von Pfründen und alten Stiftungen nach Ihrem historischen Prinzipe kommen, nicht zurückweisen; allein dann vertreten sie nur den an diese Institutionen gebundenen Einfluß, nicht die Intelligenz als solche. Mit Recht. Die Intelligenz soll das von Allen gleichzeitig Vertretene, sie sollte in ihrer bestimmten Anwendung auf das Wohl des Staates das einzige von den Ständen ausgeübte Privilegium sein. Ew. Durchlaucht verlangen nur die Lokal-Intelligenz, die Sachkenntniß, die auf dem Stande haftet; doch wo sich diese nicht zur Staats-Raison erhebt, da werden die für das Gesammtwohl wichtigsten Fragen z. B. die Eisenbahnen, die Kanäle an der Hartnäckigkeit derer scheitern, welche bisher von dem mühseligen Waaren- und Menschentransport Vortheile gezogen haben. Es ist doch wahrlich eher anzunehmen, daß die Intelligenz sich in das Wesen von Sonderinteressen, die es zu berücksichtigen geben dürfte, hineinversetzt, als daß sich ein in Ihrer Art gewählter Vertreter des Bauernstandes von seinem Horizonte zu dem einer stimmfähigen Staatsräson erhebt. Wie wenig auch im Repräsentativsysteme bei aller Freiheit, die es den Deputirten läßt, gewagt wird, wirklich vorliegende, wenn auch einseitige Interessen zu verletzen, beweist Frankreich; denn der Vorwurf, den man gewöhnlich der Franz. Deputirtenkammer macht, daß ihr Votum von den Wählern abhängig ist, muß sich Ew.

laucht als ein Lob bewähren und kann wenigstens den Beweis liefern, daß bei nur einigermaaßen ausgebildeter politischer Vernunft eine gänzlich abgezogene und in der Luft schwebende Vertretung blos nach Theorieen auch in dem so viel andre Vorzüge vor dem Ihrigen voraushabenden Repräsentativsysteme nicht möglich ist.

Um es zu gestehen, was wenigstens in meinen Augen den in Deutschland bereits eingeführten Verfassungen einen entschiedenen Vorschub leistet, ist die Möglichkeit, daß durch diese Verfassungen Männer wie Uhland, Pfizer, Schott, Itzstein u. A. zu Vormündern des Deutschen Volkes gewählt werden konnten. Mögen diese Verfassungen nun auch Mangelhaftes im Einzelnen haben, mag man ihnen allerdings eine Verwirrung und Vermischung der beiden von Ew. Durchlaucht so streng gesonderten Systeme zum Vorwurf machen können; wir sehen wenigstens, daß mit ihrer Hülfe die Wünsche der Mehrzahl laut werden und die dringendsten Anliegen unsres Vaterlandes ausgesprochen werden konnten. Da wir voraussehen, daß bei Ihrem Verfassungsideale Männer, wie die oben genannten, nicht würden gewählt werden, so wollen wir die Mängel der eingeführten Verfassungen lieber in dem Mistrauen und der Abneigung der Fürsten finden, welche nicht alle Consequenzen derselben durchführen, lieber in der diesen Verfassungen widersprechenden Organisation des Bundestages. Ew. Durchlaucht sagen, diese Verfassungen hätten die Par=

theien hervorgerufen, da sie auf einem Dualismus von Hause aus begründet wären. Glauben Sie in der That, daß der Riß, der mitten durch das Herz der modernen Gesellschaft geht und auch in Deutschland für die Saat einer allgemeinen gegenseitigen Entfremdung die Furchen gezogen hat, von jenen eher ein Mittel zur Versöhnung darbietenden Urkunden und Einrichtungen ausgegangen ist? Sie werden doch wahrlich die Richtung, welche seit funfzig Jahren die Geschichte der Menschheit genommen hat, tiefer begriffen haben, um nicht zu fühlen, daß die Herleitung der in unsern Zeitgenossen gährenden Unruhe aus den von Ihnen geschilderten Formfehlern eine fast scherzhafte Annahme ist. Ihre Theorie ist ein Zwang, aber wahrlich! es würde sichrer um Europa stehen, wenn es nur Zwanges bedürfte, um es zu beruhigen!

Die in Deutschland eingeführten Verfassungen sind nicht in dem Grade repräsentativ, daß sie den vollen Tadel Ew. Durchlaucht verdient hätten. Grade aber darin, daß sie aus beiden Systemen gemischt sind, scheint mir der Grund zu liegen, warum man die einmal nach dieser Seite ausgelaufene Wendung des Deutschen Verfassungswesens als eine in dem Drang von unvermeidlichen Umständen gelegene betrachten muß. Wie wenig auch hier eine vollständige Integrität der Theorie möglich ist, verrathen Ew. Durchlaucht selbst deutlich genug durch ein fast auf der letzten Seite Ihrer Schrift

noch gegebenes Zugeständniß, welches mir, um es nur offen zu sagen, den ganzen Zusammenhang Ihrer bis dahin gegebenen Auseinandersetzungen aufzuheben scheint. Sie räumen nämlich, was bei Ihrem Systeme außerordentlich ist, die Errichtung von zwei Kammern ein, Sie geben etwas für unerheblich aus, das für die Wahrheit des Repräsentativ-Systems so unerläßlich nothwendig ist, wie seine Uebertragung auf das ständische System eine Consequenz ist, welche alle die von Ihnen gezogenen Grundlinien desselben auswischt. Wenn das ständische System auf die Stimmfähigkeit und Vertretung Aller begründet ist, wenn es keine leere Vorspiegelungen sind, daß der hier herrschende Wahlmodus eine Gleichheit Aller voraussetzt, so können die verschiedenen hier auftauchenden Wünsche und Interessen auch nur in eine Kammer oder in verschiedene Curien, was Ew. Durchlaucht verwerfen, vereinigt werden. Nach welchem Modus sollten denn im ständischen Systeme die verschiedenen Wahlen geleitet werden? Wenn in der ersten Kammer diejenigen säßen, welche geborne Mitglieder derselben sind, in der zweiten gewählte, so ist dieser Unterscheidungsgrund im ständischen Systeme nichtig, da hier ja jeder Stand als Individuum auftritt und es gleichgültig ist, ob eine Stimme von einer Corporation oder von einem Pair kommt, dessen Stellung im Staate die einer Corporation aufwiegt. Ueberdieß hat die doppelte Kammer nur bei einer gesetzgeben-

den Befugniß der Stände Sinn, nicht bei einer nur berathenden. Noch haben alle politischen Begriffe darum die Doppelkammer in Schutz genommen, weil sie ein dauerndes und ein wandelbares Interesse darstelle; aber was soll dieser Widerstreit da, wo sich nur Wünsche, Bedürfnisse, Ansichten aussprechen dürfen und die Regierung in dem, was sie thun will, ihr eigner Herr bleibt? Instanzen lassen sich nur da denken, wo es sich um einen Urtheilsspruch handelt, der Gesetzeskraft annehmen soll. Da, wo nur unmaaßgebliche Meinungen von den Ständen ausgesprochen werden, ist eine Trennung der Stände weder nothwendig noch ohne Beleidigung der in ihren Funktionen ganz und gar mit der ersten Kammer übereinstimmenden zweiten nicht denkbar.

Ich habe darüber nachgedacht, was Ew. Durchlaucht wohl bestimmen mochte, durch das Zugeständniß zweier Kammern die Folgerichtigkeit Ihres ganzen Systemes umzustürzen. Ich finde den Grund aber in nichts anderm, als in den unausweichlichen Widersprüchen, in welche man geräth, wenn man Theorieen gleichsam a priori herleiten will, und dabei doch eine Menge rückhaltiger Besorgnisse und Nebenzwecke hat, die man zwar äußerlich zu ignoriren scheint, aber doch nicht ganz verbergen kann. Entweder fühlen Ew. Durchlaucht zu gut, eine wie gefährliche Waffe das Einkammersystem werden könnte, wenn Stände sich einfallen ließen, ihre Befugniß zu überschreiten, oder Sie können dem blen-

denden Eindrucke einer Pairskammer um so weniger widerstehen, als Sie selbst in ihr Sitz und Stimme einzunehmen haben würden. Jedenfalls ist durch dies Zugeständniß die Einheit Ihres Systems vernichtet und das Staatsgebäude, welches Ihre Schrift andeutet, fällt schon jetzt, wo wir nur die äußersten Umrisse desselben gezeichnet bekommen, unhaltbar in sich zusammen.

Freilich könnten Ew. Durchlaucht, zumal wenn Ihre Schrift keine Krankheit, sondern nur ein Symptom davon ist, auch selbst diesen Ihren inhaltlosen Träumen möglicherweise Eingang und Anwendung auf das Bestehende verschaffen; allein Sie würden auch die Stimmung des Deutschen Volkes aufregen, dem die noch so prekären, noch so halben und unvollkommnen Verfassungen eine theuerwerthe Errungenschaft sind, die es nicht gutwillig herausgeben wird. Ein Umtausch der bestehenden Verfassungen ist nur gegen solche, die dem Wesen der Volksfreiheit näher stehen, möglich. Eine Beschränkung der ständischen Befugnisse würde die Vaterlandsliebe nur dann einräumen, wenn sie ihrem eigenen Ideal, der Macht und Einheit Deutschlands, zu Gute käme, d. h. wenn die Opfer, die die einzelnen Staaten von ihrer Souveränetät brächten, auf den Altar einer durchgreifenderen Centralisation des Vaterlandes, als bis jetzt der Bundestag sie darbietet, niedergelegt würden. Ew. Durchlaucht finden in uns Verbündete, wenn Sie den starren und einseitig

ausgebildeten Begriff von Souveränetät, den sich die süddeutschen von Napoleon geschaffenen Königreiche und Fürstenthümer beilegen, bekämpfen; doch muß der Theil, den man von diesem Begriffe wegnehmen möchte, auf einen bessern Acker, als das Stoppelfeld Ihrer Ideen, gelegt werden; er müßte aufgehen und blühen als eine Bereicherung der gesammtvaterländischen Kraft und Einheit, nicht als eine Bereicherung der mediatisirten Fürsten, die es noch immer beklagen, daß die Unbill der Zeiten, die den Einen, den jetzt souveränen Fürsten, Alles gab, ihnen, den jetzigen wirkungslosen Pairs, Alles nahm. Besser, die Macht ist auf Wenige, am besten, sie ist auf Einen übertragen; denn die Verständigung wird dann leichter, die Befreiung kürzer. Und wär' ich, was Ew. Durchlaucht sind, nämlich Preußischer Staatsrath, so würd' ich mein Leben nicht diesem Grübeln über verletzte Vergangenheiten widmen, sondern an der Errichtung eines staatsrechtlichen Vereines aller Deutschen Staaten arbeiten, der, wie es mit dem Zollverein geschah, die von dem Wiener Congreß und den übrigen Statuten des Bundestages gegebenen Vorschriften umginge und rein aus dem politischen Leben Preußens heraus etwas schüfe, das nicht nur den sich anschließenden Staaten dieselbe Freiheit gewährte, die sie bei ihren Verfassungen schon haben, sondern noch weit größre Vortheile darböte, namentlich einen tieferen und gegliederten organischen Zusammenhang. Indessen muß man, um

solchen Werken und Zielen zu leben, von einem höhern Ideenfluge und von einer uneigennützigeren Liebe zum Wohle Aller getragen werden, als sich beides in Ihrer Schrift vorfindet. Wer endlich dem Vaterlande wahrhaft dienen will, darf nicht den Einflüsterungen einer Schule folgen, sondern muß die Verhältnisse wahrnehmen, wie sie sind, und von ihrem Grunde aus, ohne Rücksicht auf Briefe und hinter uns liegende nur halb gelöste alte Verbindlichkeiten, solche Gebäude aufführen, die zu gleicher Zeit sicher sind und Bequemlichkeit darbieten.

Der sichre Ton Ihrer Darstellung, die Ruhe, mit der Sie Ihre Schrift schließen, die Andeutung, daß Viele Ihre Ansicht theilen, lassen mich wünschen, daß Ihre Vorschläge kein Signal eines kommenden Ungewitters sein, sondern nur wie leichte spielende Sommerwolken an unserm politischen Horizonte vorüberziehen möchten!

Das Gutenbergs-Album *).

Die deutsche Gutenbergsfeier vom Jahre 1840 sollte ihren eigenen Historiker haben. Es sollte ein der Zeit und ihrer Symptome kundiger Gelehrter eine Darstellung geben, wie diese Feier eingeleitet, verabredet, beobachtet, begangen wurde. Wenn die Ungunst der Zeiten es verhindert, über den Lauf der öffentlichen Dinge unmittelbar zu sprechen, muß man durch Umwege dazukommen. Wenn die Meinungen zu stocken beginnen, so kommt eine Erscheinung und zwingt sie Rede zu stehen. Die gährenden Elemente neutralisiren sich an einem Dritten und solch ein Drittes war die Gutenbergsfeier, die an sich weit weniger Sinn hat, als man in sie hineinlegte.

Wie liebenswürdig haben sich manche deutsche Fürsten bei dieser Feier bewiesen, wie wenig dagegen andre!

---

*) Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst, durch Dr. Karl Haltaus. 1840. Leipzig, bei Fest.

Hatte man doch eine so entsetzliche Furcht, daß einmal der Volksgeist sich regte und sich erlaubte, um drei Tage zu bitten, die man ihm gestatten möchte, mit Blumen und bunten Bändern durch die Straßen zu ziehen. Sie wollen, daß das Volk sich freue, wenn ein Fürst seine Tochter verheirathet, man befiehlt Illumination, man sieht es gern, daß die jungen Mädchen der Residenz der fürstlichen Braut eine Stickerei zur Morgengabe überreichen. Von den Kanzeln lassen sie denkwürdige Familienakte predigen, der Errichtung eines Ahnenstandbildes soll man beiwohnen und die Hüte schwenken — und Gutenberg? da machten sie ein verdrießliches Gesicht. Es solle ein gewerbliches Fest sein, sagten die Einen, dieselben, die aus einer fürstlichen Vermählungsfeier kein Familienfest, sondern ein Volksfest gemacht wünschen. Man solle sich vereinigen, aber keine Aufzüge halten — sagten die Andern! O, was ist denn so Häßliches an einem schönen Morgen, wo einmal die Glocken für etwas Großes die Schläfer wecken, die Thürmer von den Kuppeln für einen Mann, der der Menschheit eine Wohlthat erzeigte, ein frommes Lied blasen, so Häßliches an einem Aufzuge mit geschwenkten Fahnen, bedeutungsvollen Insignien, bürgerlichen Handwerkern, Marschällen, die ein wenig lächerlich aussehen, aber doch ehrliche, gute und in ihrer Idee vergnügte Menschen sind? Die Hofästhetik hat daran Anstoß genommen und gewünscht, daß die Straßen der Residenz durch

Bürgerzüge nicht entweiht würden für die Sonntagsparade der Cavallerie, für den Einholungszug des durchlauchtigsten Schwiegersohns, und für die solennen Schlittenfahrten, wenn erst der Winter kommt. Armes Vaterland!

Andre Fürsten waren liebevoller und hatten weniger Furcht. Da fehlte aber wieder der Aufschwung der Masse, da schloß man aus und beneidete sich, wer den ersten und wer den zweiten Zug anführen sollte. Den Gutenberg sollten nur die feiern, die von ihm leben, die Drucker, nicht die, die oft für ihn gestorben sind, die Schriftsteller! Die Geistlichen wollten, daß Gutenberg nur wegen der Bibel in die Welt gekommen wäre und eigneten sich die Ehre an — kurz, es gab Debatten, für welche in der That noch ein Chronist kommen muß, der sie aufzeichnen sollte. Auch die wirklichen Feste, wie sie gehalten wurden, sollten verglichen werden. Am solennsten war die Feier in Leipzig, Mainz und Frankfurt, am ärmlichsten in Hamburg. In Hamburg wurde die Feier sogar für acht Groschen Entrée wiederholt.

Denkwürdig sind auch die Stammbücher, die man für Gutenberg herausgegeben hat. Das vorliegende bietet zu den interessantesten Betrachtungen Raum. Es ist ein Cabinet von Klangfiguren, wie sie in den verschiedenartigsten Menschen durch den Ton: Gutenberg, gebildet wurden. Vergebens trachten wir oft darnach, einen berühmten Mann auch als Menschen zu erkennen: hier war Gelegenheit dazu. Ein Gelehrter, der uns nur aus

dem Staube seiner Pergamente bekannt ist, wird hier plötzlich auch mit der Zeit vermittelt und wir empfinden eine freudige Rührung, wenn wir ihn über etwas, was wir Alle verstehen, so warm, ächt menschlich und brav urtheilen sehen. Freilich, mancher legte auch hier nicht die bestäubte Perrücke ab: ja einige sind so arm an Herz und Liebe, daß sie dem armen Gutenberg ordentlich mit vornehmer Miene ein Testimonium paupertatis ausstellen, gleichsam wie der Professor seinen Zuhörern testirt: fleißig und regelmäßig besucht! Z. B. der Kanzler der Universität Gießen schreibt:

> Gutenbergs Kunst hat dem allgemeinen wie dem individuellen geistigen Leben eine in Anfang und Dauer unendliche und stets erkennbare Existenz vermittelt.

Das ist Alles! Klingt diese Phrase nicht, wie eines jener Zeugnisse, welche sich Charlatane für eine Erfindung geben lassen? Könnte ein so vornehmer Satz nicht auch heißen: Ich bescheinige hiemit dem Kammerjäger N. N., daß sein Mittel, Ratten zu fangen, probat und allen Landwirthen zu empfehlen ist? Gutenberg bekommt in dem Buche von berühmten vornehmen Herren noch mehre solcher Physikats-Atteste! Möchten sie dazu beitragen, dem armen Gutenberg recht bald irgendwo eine Anstellung zu erwirken!

Es wird den Lesern gewiß angenehm sein, zu erfahren, wie unsere berühmten Männer denken, wenn sie von der Presse sprechen. Das Gutenberg's-Album

ist gar angenehm zu lesen. Ich will es durchblättern und meine Empfindungen über die einzelnen Stammbuchssätze unbefangen aussprechen.

Abegg deutet auf Columbus hin, der wie Gutenberg sein Verdienst durch Andre hätte müssen geschmälert sehen. Dieser prozessualische Gesichtspunkt entspricht den Studien des berühmten Criminalisten.

Von Ammon, der Theolog in Dresden und Vicepräsident des Consistoriums, räth zur Preßfreiheit. Sein Bruder, der Mediziner, citirt eine Stelle Prokesch's und nennt, medizinisch, Gutenbergs Erfindung ein „Heilmittel, das geschichtliche Leben zu verlängern.“ Möchte man aber die Presse dann ja zu den homöopathischen Heilmitteln zählen und den Buchstaben stets widerlegen durch den Buchstaben, den Geist durch den Geist. Geist durch Gensd'armen widerlegen ist allopathisch.

E. Moritz Arndt lobt die Presse, trotz ihrer Ausschweifungen. Arndt ist ein edler Mann, aber etwas altdeutscher Grillenfänger. Seine Verse sind körnige Rhetorik.

Gustav Bacherer reklamirt die Preßfreiheit als Urrecht. Barthold, der Historiker, führt ein hübsches Bild aus und zählt alle mit Gutenberg's Erfindung parallel-historischen Erscheinungen auf.

Ludwig Bechstein bringt Mißtöne in das schöne Saitenspiel des Albums. Er singt:

Durch die mißzufried'nen Cliquen
Kommt nichts Großes in die Welt,
Und der Schwarm, der kläffend bellt
Aus den kritischen Fabriken u. s. w.

Der Schmerz eines mittelmäßigen Poeten, dem es an Anerkennung fehlt, wird Gutenbergs Manen gleichgültig sein.

Professor Beneke in Berlin setzt auch hier seinen Kampf gegen die neuere Philosophie fort. Ein Gelehrter ist ein eigner Mensch! Baum und Blüthe, Himmel und Erde, der Tropfen im Krystall, der Thau auf der Blume — in alles bringt er seine Compendienweisheit hinein; nichts ist ihm zu klein für seine Folianten.

Professor Bernhardy bestätigt, daß die größte Trivialität, lateinisch ausgedrückt, immer noch den Anschein eines geistreichen Axioms haben kann. Die leere Wahrheit, daß Gutenberg's Erfindung gut und übel gedeutet werden könne, giebt der gelehrte Philolog, so daß es wirklich nach etwas klingt, lateinisch. Hätte er sich deutsch ausdrücken wollen, würde er sich vor all den geistreichen Aussprüchen „unbedeutender „Journalisten," „Tageskläffer," „Belletristen" u. s. w. in diesem Buche haben schämen müssen.

Z. B. gleich vor dem artigen Aphorismus von E. Beurmann.

Blasius, der bekannte Kliniker, giebt einen einzigen Satz von sieben sinnigen Worten, kurz und bündig, wie der resolute Schnitt des Operateurs.

Der Historiker **Böttiger** beklagt den schlechten Gebrauch der Presse. Ob auch die Beiträge zur **Persönlichkeitsliteratur**, die er aus der alten Wäsche seines Vaters ausgedrückt hat?

Brandes, der Arzt, giebt ein artiges Gedicht. Der Vers ist eine alte Leidenschaft der Aerzte. Auch **Bretschneider**, der Theolog, giebt ein Gedicht, im Ton der Predigerpoesie:

Da schwebt zu des sanft Entschlummerten Zelle
Der Engel des Lichts von dem Himmel herab u. s. w.

Menschen, die den Muth haben, sich in Versen auszusprechen, hab' ich immer gefunden, sind entweder eitle oder gute Menschen. Ich rechne Bretschneider zu den letztern.

Für einen Poeten von Metier hätte **Adolf Bube** Besseres leisten können. **Bührlen's** Aphorismus hat das Mißliche, nicht begränzt genug zu sein. Der ächte Aphorismus ist Bild und Rahmen zu gleicher Zeit. Man weiß hier nicht, wo der geschätzte Autor hinauswill.

Bülau, der Staatsphilosoph, giebt auch einen Vers. **Burdach**, der Physiolog, fromme Wünsche in Stammbuchsform: „Möge die edle Kunst" u. s. w. Der Zoolog **Burmeister** scheint die Tendenz des Albums nicht verstanden zu haben; er giebt eine kleine artige Betrachtung, die aber mit Gutenberg nichts gemein hat; es sei denn, daß die **Zellengewebe** der Thiere, von denen er spricht, eine Beziehung auf die Mönchszellen haben sollten, welche Auslegung etwas ge-

zwungen scheint. Carus, der Mediziner, sagt, daß durch die Buchdruckerkunst die Menschheit erst mündig geworden sei. Choulant, auch in Dresden, daß die Naturwissenschaften Gutenberg zu danken hätten. Professor Credner in Gießen schreibt: „Es werde Licht!" worunter man sich sehr viel Gutes denken kann. Creuzer, der Philolog, wie bei Bernhardy. Eine lateinische Allgemeinheit und noch dazu durch Cicero eingeführt. Danz, der Theolog, stellt eine Katechese mit Gutenberg an, die gut gemeint ist. Deinhardstein scheint auf die österreichischen Preßmaaßregeln anzuspielen.

Franz Dingelstedt giebt die längste Spende, ein Fragment aus seinem größeren, der Erfindung Gutenberg's gewidmeten Gedichte. Die Stimmung, die in den schönen Versen herrscht, ist erhaben und nur von der Leidenschaft, die den Dichter aufregt, ist die Klarheit der Bilder und Gedanken etwas getrübt. Der Gegensatz einer so heftigen Anklage unserer Zeit und einer so warmen Vertheidigung macht sich nicht gut. Der Dichter soll nicht in diesem Sinne Advokat sein. Was ihm wahr ist, muß ihm wahr bleiben. Wie kann man an ein so doppelsinniges Plaidoyer glauben? Der Angriff auf unsere Zeit ist übrigens hinreißender gedichtet, als die Vertheidigung.

Döderlein's, des Etymologen, griechische Verse dürften auch nicht deutsch auftreten. Griechisch — sieht man bloß auf die Form, nicht auf den gewöhnlichen

Sinn. Dräseke, dem Theologen, ist es besonders um die Bibel zu thun. Dräxler-Manfred giebt ein artiges Gedicht, in dem sich die allzufranzösisch gesinnten Mainzer folgende Stelle merken sollten:

In der Uferstadt des Rheins
Zwischen schlanker Häuserzeile,
In dem alten frohen Mainz
Steht die deutsche Memnonssäule.
Deutsche Berge segenschwer,
Deutscher Fluß und deutsche Lieder,
Deutsche Reben rings umher,
Deutsche Herzen — hin und wieder!

Drobisch drückt sich jeanpaulischer aus, als man von einem Professor der Mathematik erwarten möchte. Drumann — ernst und bieder. Echtermeyer — erwarteter Herausgeber einer deutschen Literaturgeschichte, Redakteur einer poetischen deutschen Chrestomathie und der hallischen Jahrbücher — auch in lateinischen Versen! Aber sie sind artig, haben eine gute Pointe und machen uns Belletristen gegen die Philologen Ehre. Eckermann. Seitdem ihm die Sonne Goethe gestorben ist, fehlt seinem zarten, empfänglichen Gemüth die Befruchtung. Die Antithese zwischen Bettler und Fürst ist wohl weniger auf Gutenberg anzuwenden, als die zwischen Laien und Gelehrten. Ehrenberg, der Botaniker, bringt gar sinnige, hübsch gebaute Verse. Seines Berufes gedenk, schließt er: Gutenberg's Kunst dient dem Guten und Schlechten:

So breitet sich des Himmels Thau
Hin auf den Erdenraum,
Belebt den Dorn, die Blumen-Au
Und Oel- und Lorbeerbaum.

Der Latein-Dichter Eichstädt besingt die Leipziger Buchdrucker. Könnte nicht einer von ihnen dafür die Jenaer Literaturzeitung auf besserem Papier und mit besseren Lettern zu drucken übernehmen? Die Tendenz der Bemerkung des Pädagogen und Verfassers mehrer Schulbücher Ellendt ist etwas dunkel, doch glauben wir, daß die Auflösung seines Räthsels die Empfehlung der Censur sein soll. Enk's Epigramm ist sinnvoll. Hier findet man über die Klage, daß Gutenberg auch der Lüge diene, die einzig richtige Beruhigung.

Ettmüller, altdeutscher Philolog, spricht in Runen, die aber sehr verständlich sind. Der Orientalist Ewald, einer der Siebner, mischt Polemik gegen die Presse ein. Wahrlich, die sieben Göttinger Professoren haben sich nicht über die deutsche Presse zu beklagen! Falck in Kiel hat das Album so verstanden, wie Burmeister in Halle. Doch ist sein Aphorismus über das Nützliche am Rechte wahr und beachtenswerth. Falkenstein, der Bibliograph in Dresden, spricht warm und beredt. Sein Styl weiß einer etwas proliren Darstellungsweise doch recht bunte, schöne Lichter aufzusetzen. Fechner beantwortet die Frage, die fast alle Contribuenten des Albums quält (der Mißbrauch der Presse),

nicht so tief, als Enk. Feuchtersleben's Spruch gehört zu den bessern Mittheilungen. Flathe, Historiker in Leipzig, polemisirt auch. Sein Aphorismus hat keine Einheit, beginnt mit der Geschichte und endet mit der Moral. Fleischer, Orientalist, giebt einem Spruche Muhamed's sinnige Auslegung. Förster im freisinnigen Ton, ohne klare Beziehung. Frankl meint, man müsse sich in Deutschland dem Teufel verschreiben, wenn man Autor wird. Darum hat er wohl auch seinen Colombo dem Könige von Sardinien überreicht und in Italien den Ruhm gesucht, den er in Deutschland noch nicht finden konnte. Reg. Frohberg meint, durch die Presse würde man erst unsterblich. Ich meine nicht. Homer und Sophokles würden auch ohne Gutenberg auf die späteste Nachwelt gekommen sein. Man lobe Gutenberg, aber man übertreibe nicht! Ueber Fouqué wird man lachen müssen. Er hat seinen schwülstigen Lobspruch auf Gutenberg unterschrieben: „Halle an der Saale, den 15. November 1839 um 12 Uhr Mittags." Heißt das: eine Stunde vor dem Essen, mit hungrigem Magen? oder: vor Abgang der Post, die vielleicht um 1 Uhr nach Leipzig geht? In beiden Fällen möchte man den Sinn dieser scrupulösen Zeitbestimmung für eine Entschuldigung des nüchternen und übereilten Distichons halten. Von der Gabelentz in Altenburg giebt einen Climax, der etwas gezwungen, Gabler in Berlin giebt eine Strophe, die etwas dunkel ist. Dafür

ist er auch Hegel's Nachfolger! Gaudy will Preßfreiheit. Er hat sie jetzt — im Jenseits!

Gaupp, Jurist in Breslau, vergleicht Gutenberg mit Berthold Schwarz. Gehe in Dresden nennt Gutenberg's Erfindung im Gegentheil Weisheit.

Fromm verklärend das Schwarz, daß es als Weisheit erglänzt.

W. Gerhard's munterer Spruch ist in mehre Zeitschriften übergegangen: ein Beweis, daß er gefallen hat. Gerle wahr, ohne Prätension. Gesenius, der Orientalist, zeigt, daß schon Hiob Was vom Gutenberg ahnte. Gieseler in Göttingen zieht die Erfindung sehr in's Kleine; er weiß an Gutenberg nur die Ausdauer und Selbstbeschränkung zu loben. Dann verdiente wahrlich jeder Tagelöhner, daß man sein Gedächtniß feiert. Muß man einem Professor der Kirchengeschichte sagen, daß in Gutenberg nicht allein der Mensch, sondern auch die an ihm kundgewordene göttliche Offenbarung gefeiert wird? Göschel ist Jurist und spricht sich viel religiöser aus.

Allerliebst ist die legendenartige Mittheilung von Direktor Gotthold in Königsberg. Frisch, frank, frei, fröhlich. Gesunder Witz, gesundes Herz. Aechtdeutsch, ächtgeistlich und ächtweltlich. Die wackern Reime sind eine Zierde des Albums. Wie sticht doch ein so gutes, treues Wort gegen all die Mäkelei ab, die die Herren nicht über das Böse an der Presse zu ihrem Guten gelangen läßt! Auch Graff's „Wehe!" wollen wir zum

Guten deuten. J. Grimm stimmt für Preßfreiheit. Sein Bruder Wilhelm spricht sehr poetisch über die magische Gewalt des Drucks. Es geht ihm, wie jedem Schriftsteller. Freude am Werk und Glauben daran hat man erst durch den Druck. Grotefend giebt ein Skolion fast in lapidarer Keilschrift. Karl Grüneisen's Spruch klingt weniger mystisch, als pietistisch. Gruithuisen hätte uns statt seiner gutgemeinten Worte lieber sagen sollen, wie es mit der Presse im Monde steht. Guerike, Theolog, spricht vom Worte Gottes; Günther, Rechtslehrer in Leipzig, führt die Hypothese aus, wenn Gutenberg schon unter Augustus aufgetreten wäre. Dem Christenthume wäre dann aber schwerlich sein Sieg erleichtert worden. Das Heidenthum würde sich mit ungleich größerer Zähigkeit gegen die neue Lehre haben stemmen können. Haltaus (der Herausgeber des Albums, der, trotz Mühen und Sorgen, für sein Werk ein treuer Haltaus war) recapitulirt in Versen den Inhalt seiner historischen Einleitung, in welcher Gutenberg's Schicksale bündig erzählt sind. Hammer-Purgstall umschreibt das Horazische: ex fumo lucem, eine Sentenz, die auch insofern auf Gutenberg paßt, als die Druckerschwärze bekanntlich aus Kienruß und Firniß gemacht wird. Die Fragen, die der Philolog und Tonästhetiker Hand aufstellt, dürften sich zu Preisaufgaben für Studierende eignen. Prof. Hänel in Leipzig scheint die Censur zu empfehlen, wagt aber dies nur lateinisch auszusprechen.

Hanka's, des böhmischen Alterthumsforschers, Spruch hat eine schmerzliche Beziehung auf die Existenz seines Volkes. Henriette Hanke giebt uns eine Allegorie von einem Schleier, deren Beziehung zu Gutenberg aber selbst sehr verschleiert ist. Dieser Beitrag würde in einem Toilettenalbum sinnvoller gewesen sein, als im Gutenbergsstammbuch. Häring ist wie immer verstimmt Warum so wenig Vertrauen und Hoffnung? Wie kann die Welt zu uns Muth fassen, wenn wir selber keinen haben! Karl Hase findet sogar im Index librorum prohibitorum einen Trost und einen Stolz. Heeren's Spruch ist bieder und kurz. Herbart bringt zu den schon dagewesenen Gedanken des Albums noch diesen neuen, daß man durch Gutenberg nicht bloß würdig reden, sondern auch würdig schweigen könne. Gutenberg gab dem Worte

Hier zum Fliegen die Kraft, dort zum Beharren den Muth.

Herloßsohn ist des trocknen Tones satt und vergleicht zur Abwechselung die Presse auch einmal mit dem Wein, die Censur mit dem Fasse. Der Vergleich ist nicht glücklich, denn das Faß ist des Weines natürlicher Behälter. Weit prägnanter braucht der Philolog Hermann in Marburg das Bild vom Scheffel. Gottfried Hermann weicht, ächt philologisch, von allen andern Stimmungen des Buches ab und preist in lateinischen Versen nicht den, der drucken, sondern den, der schreiben lehrte. Der gelehrte Herr, der auch kürzlich sehr dringend

die Censur empfohlen hat, hätte dieses Epigramm in ein Album der Schönschreibekunst sollen einrücken lassen, nicht in das des Buchdrucks. Jedes Ding hat seine Zeit, auch jede Meinung ihren Ort. Hesekiel macht am Schluß seines Gedichts den Anlauf zu einem Jeanpaulismus, nämlich auch Gott einen Schriftsetzer zu nennen. Gewiß, er ist der Sternenschriftsetzer.

Fr. von Heyden giebt ein versifizirtes Votum und auch Prof. Heyse in Berlin ist für Preßfreiheit. Hinrichs in Halle findet Trost für die Sklaverei der Presse in der Presse selbst. Hohlfeldt in Dresden freut sich an der Erfindung, besonders für Sachsen. K. von Holtei: freie Presse. Uffo Horn läßt Gutenberg dramatisch auftreten und legt ihm Worte voll Schwung und Erhabenheit in den Mund. Horn hat für flammende Gedankenmalerei ein seltenes Talent; es weht in seinen Worten wie Sturmwind, seine Verse sind Melodie, nicht grade classisch, wie bei Mozart, aber voll Mark und Leidenschaft, wie das Trema Byzantio Donizetti's. Hugo in Göttingen drückt sich wohl ein wenig zu bescheiden aus. Alex. von Humboldt citirt Tacitus, um zu beweisen, daß Bücherverfolgungen nur den Königen Schande und den Autoren Ehre brächten. Möchte er in Sanssouci jetzt recht oft in den vertrauten Abendzirkeln den Tacitus vorlesen! Prof. Huschke in Breslau — warm und gefühlvoll — seiner religiösen Richtung entsprechend. Ludwig Ideler, Sohn des Astronomen, wünscht, daß

die Presse fortfahren möge, gegen Rom, ihren Erbfeind, zu kämpfen.

Jaeck in Bamberg räumt Gutenberg das Vorrecht der Erfindung ein, bittet aber, A. Pfister nicht zu vergessen, der in Bamberg 1454—1462 rüstig druckte. Fr. Jacobs, der Veteran, weiß die Muttersprache in bekannter Meisterschaft zu zügeln. Jahn, Philolog in Leipzig, historisch und praktisch — wohlmeinende Worte. Jacobson erinnert, daß Gutenberg keinem seiner Werke den Namen beifügte. Jörg, berühmter Hebammenlehrer in Leipzig, weiß auch dem Gutenberg zu danken. Er hätte die Presse gewissermaßen auch eine Heb- und Säugamme nennen können. Justi in Marburg, der hessische Vorzeit-Justi, hätte lieber Archäologisches geben sollen. Kahlert giebt einen guten Spruch über Treiben, Dichten und Trachten der Literatur. Kannegießer citirt die Hölleninschrift Dante's Per me u. s. w. Sollte man wirklich durch die Presse nur in die Hölle und nicht auch in den Himmel kommen? Klemm erinnert an eine Sage vom Gutenberg. Kletke in Berlin bringt Rezensenten in's Album. Schlechte Gesellschaft! Klotz, Philolog in Leipzig, spricht so brav, daß es scheint, als wollt' er seinen alten Namensvetter, Lessing'schen Andenkens, vergessen machen. König in Fulda opfert Gutenbergen eine Hekatombe Censoren. „Seit Kurzem geht uns auch in ganz Europa die Poesie ab“ — klingt wunderlich im Munde eines Poeten. Krehl in Leipzig scheint an Gu-

tenberg etwas zu vermissen, — was wenigstens nicht festgemäß ist. Krug's Alexandriner könnte vor hundert Jahren auch Gottsched gemacht haben. Fr. Kuhn in Dresden — recht volksthümlich. Gust. Kühne — In einem solchen Album müssen bedeutendere Schriftsteller entweder fehlen oder etwas Geistvolles sagen. Kühnöl giebt ein Votum gegen Friedrich von Schlegel, der vor seinem Katholicismus für Lessing schwärmte und nach ihm Luther und Gutenberg anklagte. Fr. von Schlegel war auch beim Bundestag angestellt.

Lappe, der Dichter des schönen „Nord oder Süd,“ giebt eine gemüthliche Votivtafel, die sich auf ihn, nicht auf Gutenberg bezieht. Lappenberg's lateinischen Ausspruch deut' ich mir so: Säkularfeste, d. h. die Zeit in ihrem Kreislauf regt mehr an, als die Debatte. Denn daß sein Tempus rerum innovator maximus der Gutenberg'schen Combination Abbruch thun solle, will mir bei der allgemeinen frohen Feststimmung nicht ein. H. Laube giebt einen ganz artigen Denkspruch, gerundet und gedankenreich. Von Levitschnigg giebt eine Ghasele, die nur am Schluß etwas lahmt. Ueber das Attest des Kanzlers von Linde ist schon gesprochen. Lücke, der Theolog, variirt sehr sinnreich einen Spruch von Goethe. Lernten die Theologen doch noch Manches von dem Weimaraner! Mädler — auch von dem hätten wir gern etwas aus dem Mond gehört. Sind wir erst Professor in Dorpat, wird's mit dem Enthusiasmus für Gutenberg wohl etwas

still hergehen. Graf Mailath, der Ungar, sagt: Es würden viel unnütze Lorbeerkränze vertheilt! Namentlich sehr anwendbar auf Pesth. Marbach giebt ein artiges Gedicht, das sich für Schulen zu Deklamationsübungen eignen wird. Marezoll, Jurist in Leipzig, hofft von der Presse mehr, als er von ihr fürchtet. Hermann Marggraff malt mit outrirten Bildern. Hengste — Wölfe — Schneewälder Rußlands — aufgeblasene Nüstern — u. s. w. Wer wird sich selbst nach Sibirien versetzen, wenn er gegen die Censur schreibt? Dafür werden schon Andere sorgen. Marheineke, der Hohepriester, spricht, wie immer, vom Logos. Der Jurist Martin behauptet, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Preß-Gesetzgebung, einen unbedingten Gehorsam könne Niemand gebieten. Maurenbrecher sagt: „die rechte Vernunft ist die Vernunft der Sache.“ Klingt stark nach den absolutistischen Grundsätzen dieses Staatsrechtlehrers.

Meißner in Leipzig führt die vorangegangenen Säcularfeste in gutgemeinten Versen an uns vorüber. Der Breslauer Menzel erinnert auch an Cicero's Ahnung. Meyer in Zürich giebt, wie der Kanzler von Linde, der Erfindung Gutenberg's ein Armenattest. Mittermaier in Heidelberg votirt für Preßfreiheit, droht aber mit einem schrecklichen Preßgesetz. Mohnike giebt einen bescheidenen Reim. Mone, der deutsche Archäolog, wünscht dem Buchdruck stets Fortschritt in technischer

Vollendung. Mörike wendet auf Gutenberg das Ei des Columbus an. Julius Mosen zeigt sich seines Dichterruhms würdig. Theodor Mügge scheint nicht übel Lust zu haben, auf den Wilhelmsplatz in Berlin auch Gutenberg's Standbild verpflanzt zu sehen. L. Mühlbach, hat sich die Stylweise ihres Gatten angeeignet. Bilder, vom Verstande eingegeben, werden willkührlich aneinandergereiht, mögen sie sich auch so widersprechen, wie in dem hier mitgetheilten Aphorismus, wo der Stab Mosis erst die Quelle hervorsprudeln macht, dann die Quelle selbst ist und zwar ein warmer Quell, der doch wieder kühlen soll u. s. w., ganz so in dem überladenen Styl, den Theodor Mundt zuweilen selber schreibt. Mühlenbruch in Göttingen sagt: Sei Niemand unterthan. Da dieser Rechtslehrer bekanntlich sehr streng für die Unterthänigkeit des Volkes eifert, so meint er wahrscheinlich: Sei Niemand unterthan, auch nicht der öffentlichen Meinung! Halm-Münch-Bellinghausen spricht sich antik für Gutenberg's Ruhm aus. Bedenken wir seinen Cousin, der am Ruder des Bundestages sitzt, so hätten wir ihn recht modern gewünscht. Theodor Mundt nennt richtig erst die Buchdruckerkunst einen „geknebelten Riesen" und dann „ein krankes kleines Mädchen, deren Geburtstag man feiert; man bringt ihr Kuchen, Blumen" u. s. w. Was ein Riese ist, kann kein Mädchen von zehn Jahren sein. Naegele spricht für einen Professor der Medizin ein

sehr elegantes Latein. Naumann in Bonn citirt Horaz und Schiller. Nicolaus Lenau wird erschrocken sein, als er so viel geistvolle Sprüche in diesem Album fand, gegen welche der seinige fast wie von einem Dilettanten absticht. Es giebt viel tüchtige und poetische Köpfe in Deutschland, wenn man sie auch nicht Jahr aus Jahr ein in den Musenalmanachen antrifft. Nobbe in Leipzig giebt einen kurzen Denkspruch, Orelli in Zürich einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Buchdruckerkunst. Osann in Gießen theilt seine lateinische Inschrift mit, die die Mainzer auf ihr Gutenbergsdenkmal setzten. Sie enthält die, ohne es zu wollen, bittere Bemerkung, daß dieses Standbild von Mainz errichtet wäre ex aere per Europam collato, d. h. durch den Bettelsack, der durch ganz Europa wanderte und doch zurückgekommen ist, ohne zehn tausend Gulden, die noch immer fehlen, mitzubringen. Die Statue ist der Stadt zehn tausend Gulden schuldig. Traurig genug, daß die Deutschen nicht mehr Gemeinsinn haben. Die Statue des Großherzogs von Darmstadt, die man dort zu Lande aufzurichten bezweckt, war sehr bald gedeckt.

Pannasch — ganz artiger Sinnspruch. Paulus bittet — praktisch und zeitgemäß, wie immer — um lateinische Lettern, bessern Druck und wohlfeilere Bücherpreise. Ad. Peters erwähnt die tiefsinnige Sage, Gutenberg hätte die ersten rothen Initialen der Bibel mit seinem Blute gedruckt. Peucer giebt eine tiefempfun=

dene Erinnerung an seinen Urahn Peucer, den Schwiegersohn Melanchthon's, der um der Lehre willen leiden mußte. Das Blatt giebt ein schönes Zeugniß für des Nachkommen Herz und geistesfreie Gesinnung. G. Pfizer's Denkspruch ist kurz und zweckgemäß. Ueber Karoline Pichler will ich schweigen, da ich unter ihrem Namen sah, daß diese Dame jetzt schon 71 Jahre zählt. O. Prechtler giebt einen Vers, der sich für jedes Stammbuch eignet. Preusker wünscht Dorfbibliotheken. Puchta frägt bei jedes Autors kathegorischem Imperativ an, ob er wohl einen würdigen Gebrauch von Gutenberg's Erfindung mache? Pyrker's Spruch ist mittelmäßig für einen deutschen Dichter, aber sehr brav für den katholischen Erzbischof von Erlau. Reichenbach in Dresden dankt Gutenberg im Namen der Naturwissenschaft. Rellstab zieht eine Parallele mit Columbus. Josephine von Remeckházy sagt, daß die Presse in der Hand manches Schriftstellers nicht Licht, sondern Brand wäre. Was ist sie in der Hand einer mittelmäßigen Schriftstellerin, die statt zu dichten stricken sollte? Rheinwald sagt: „Die Reformation ist die Wiedereinsetzung des persönlichen Christus in sein Reich.“ Aber was ist denn die Presse? Ritter, der Geograph, glossirt einige Notizen Joh. von Müller's. Röhr giebt ein körniges christlich=rationelles Votum und Rosenkranz spricht unerschrocken für die Berechtigung des Zweifels. Rotteck reklamirt Preßfreiheit. Rückert

scheint die Censur zu billigen, denn er sagt: „Böses ist das Gute schrankenlos.“ Rudelbach's Beitrag ist klar und hell, nichts Pietistisches darin, wohin er doch sonst zu neigen pflegt. Salat, der ihm folgt, würde schon wieder den rationalistischen Gegendruck gegeben haben.

Sauppe, Philolog in Zürich, sieht des Lebens Element im Kampf. Seine Verse sind markig und gerundet. Schaubach dankt im Namen der Astronomie. Leop. Schefer. Endlich einmal von ihm etwas Klares und Originelles, an dem man auch Freude hat! Der letzte Vers, die Auslegung der hübschen Parabel, hätte fehlen dürfen. Scheibel, der Alt=Lutheraner, tritt geharnischter auf, als Rudelbach. Er erinnert an den Ausspruch, daß Vormittags dieses Fest ein Freuden=, Nachmittags ein Bußtag sein müsse. Er sagt, daß zwanzig Millionen Exemplare der Bibel vor den Augen der Christenheit lägen. Eine Frage wäre die, ob es nützlich war, daß die Bibel erst 1400 Jahr nach Christo Gemeingut wurde. Wenn man einen göttlichen Weltplan annimmt, (freilich nach menschlicher Weise Gott Menschengedanken unterlegend) so ergiebt es sich gewiß als providenzielle Weisheit, daß er die Bibel erst da aller Welt zugänglich machte, als ihr Inhalt von Weisen und Gelehrten 1400 Jahre lang durchdacht und zum Gegenstand eines Nachdenkens gemacht war, welches man vor den Augen Aller nicht mit der Ruhe und Besonnenheit hätte

anstellen können, die wissenschaftliche Erörterungen erfordern. Wir kommen darauf zurück, daß das Christenthum wohl nur durch seine esoterische Geheimnißnatur sich emporschwingen konnte und daß die Ahnung des Cicero, schon unter Augustus in's Leben gerufen, die Lehre Christi wohl nicht im Keim erstickt, aber in ganz anderer Gestalt hätte in's Leben treten lassen.

A. Schilling's (Juristen in Leipzig) Spruch ist wohlgemeint. Der Botaniker Schleiden in Jena giebt eine gar sinnige Bemerkung, die nur nicht in dies Album paßt; ebenso Amalie Schoppe eine farbenreiche Ballade. A. Schott's Antithese ist nur zu wahr. Schubert's Lebensspruch christlich. Schuberoff wiegt das Gute und Schlechte der Presse ab und siehe! die Waage sinkt mit der Schale des Guten. Matth. Schultz in Kiel — ein lateinisches Epigramm. David Schulz hat die besten Hoffnungen für die Presse. Ed. Schulz (Ferrand) giebt eine Reiseerinnerung aus Mainz. Oft heimelt uns im Leben etwas sehr poetisch an, was sich im Gedicht nicht abrundet. Schulze in Dresden giebt unter allen lateinischen Gedichten das geistreichste. Bode hat bekanntlich den Preßbengel unter die Sterne versetzt. Ueber die Stellung dieser Sternengruppe giebt Schulze in seinen Versen einige artige Bemerkungen. Ganz besonders gelungen ist das Sinngedicht von G. Schwab zu nennen:

Gott sprach: Nacht, diene mir, gieb her die tiefste Schwärze!
Und Eisen, diene mir, verkette Laut mit Laut!
Denn aus dem festen Zwang von Finsterniß und Erze
Sei durch ein Menschenkind des Geistes Schloß gebaut:
Daß in dem dunklen Haus er ewig wohn' im Lichte,
Daß weiser Freiheit Hort, der Druck den Druck vernichte!

Seidl meint, Gutenberg's Denkmal wäre der Druck selber. Dann würden aber auch die Standbilder Schiller's und Goethe's wegfallen müssen. Seyffarth's, des Archäologen, Mittheilung ist wahrscheinlich äthiopisch.

Siebelis, ein sächsischer Schulrektor, giebt natürlich eine lateinische Huldigung. Siebold sagt:

Vom Drucke hat Dein Druck uns, Gutenberg, befreit,
D'rum wird Dein schönes Fest in diesem Jahr erneut.

Dies D'rum ist satyrisch. Von Siebold ist Professor in Göttingen. Ed. Silesius giebt ein Gedicht über Schwarz und Weiß der Erfindung. Das Lallte am Schluß ist nicht schön. Es klingt ja fast, als hätte Gutenbergen über die Erscheinung der Schlag getroffen. Stallbaum in Leipzig — gelehrt und freisinnig. So ist's ächte, deutsche Art. Steffens' Spruch ist der ganze Steffens. Urschichten, Gebirgsformationen, Wirbelthiere, Glaube, Persönlichkeit. Glücklicherweise aber diesmal mehr Hoffnung, als in seinem famosen Roman: „die Revolution." Fr. Stelzhammer. Aus Preußen und Oesterreich die meisten Censurklagen. Doch nein — auch in Gotha wünscht man Freiheit und Aufschwung der Presse, wie L. Storch bezeugt. Ein gar gediegenes,

treffliches Blatt in dem Album ist Fanny Tarnow's Beitrag. Diese Frau denkt mit dem Verstande eines Mannes und fühlt mit der Seele eines Weibes. Ihre Ansicht über die Emanzipation des weiblichen Geschlechts, die sie hier ganz passend niederlegt, ist die einzig sittliche, die einzig mögliche. Wie herrlich sticht dies schöne menschliche Wort der geschätzten Schriftstellerin gegen den pedantischen Dozententon der Mad. Pichler in Wien ab!

Theile in Leipzig, Theologe, spricht für Selbstcensur, d. h. Preßfreiheit. Ganz ausgezeichnet ist auch der Philologe Thiersch in einem schön geformten Sonnett: „das Verbot.“ Jedenfalls hat diese Anrede an die Fürsten Beziehung auf Bayern. Eine edle Entrüstung liegt in den Schlußzeilen: die Presse wäre großmüthig genug, auch die zu vertheidigen, die ihr schaden wollten. In der That ist nichts unerträglicher, als wenn friedlichgesinnten, aber freien Anhängern an die bestehende Ordnung ihre Hingebung so schwer gemacht wird.

Tholuck meint, es wäre ganz wahr, daß Gutenberg's Kunst auch dem Bösen diene; aber Kampf müsse sein und besser, es wird tausendfach, als mit Einem gestritten. Tiedge giebt eine Sternschnuppe aus dem Nachthimmel der Urania. Uckert sagt: Gutenberg ahnte nicht, wie Goethe's Zauberlehrling, welche Kräfte er in Bewegung setzte. Soll die Censur die Formel sein, die den „tollen Besen“ zum Stehen bringt? Uechtritz fürchtet nichts für die Poesie von dem Maschienengeklapper, so

lange Gutenberg beweist, daß die Mechanik auch dem Geiste dient. Ullmann bringt die Reformation in das allerdings richtige Verhältniß zum Buchdruck: sie wäre nichts ohne ihn, er wäre wenig ohne sie. Ulrici hebt das Individuelle Gutenberg's (in halb pietistischer Weise) sehr auf. Findet man im Leben alles göttlich, so werden wir leicht nicht mehr bestimmen können, was wahrhaft menschlich ist.

Varnhagen von Ense. Bei diesem Namen möcht' ich längern Halt machen. Was wird Varnhagen von Gutenberg „äußern?" Schade, daß Rahel nichts über ihn hinterlassen hat und, daß Gutenberg kein Diplomat ist. Varnhagen's Beitrag würde eine kostbare Silhouette sein, wenn Gutenberg am Wiener Congreß mitgewirkt hätte. Armer Gutenberg!

Und doch muß Varnhagen zu Deiner Ehre dienen. Denn siehe, es ist unserm Diplomaten nicht möglich, aus sich selbst etwas Günstiges für Dich zu „äußern." Er muß zwei Gewährsmänner citiren. Warum nicht einen? Immer auf beiden Achseln? Varnhagen sagt: „Mirabeau sagte: l'imprimerie est l'artillerie de la pensée. Wir wollen sie mit Pindar's Worten, geistiger und höher: „„die Herrscherin der Wahrheit"" nennen." Das konnt' ich mir denken, daß Varnhagen nicht damit übereinstimmt, die Buchdruckerkunst eine Artillerie zu nennen. Varnhagen, obgleich immer unter der Presse, hat nie Kugeln verschossen, (höchstens in eignen gereizten

Persönlichkeits-Fehden gegen Schlosser und Schubarth) nie Tranchéen und Laufgräben mit seiner Feder gezogen — nein, Varnhagen zufolge, hätte Mirabeau sagen müssen: l'imprimerie est la tapisserie de la pensée, d. h. die Kunst, Gedanken in Brüsseler Spitzen zu klöppeln. Aber gut, Mirabeau mag Unrecht haben, wenn er Varnhagen zum Kanonier des Gedankens, Bombardier der Wahrheit, Pionier des Freimuths und Sappeur der kühnsten Vermittelung machen will. Toller Einfall dieses Mirabeau, den Autoren solche Pulver- und Blei-Zumuthungen zu stellen. Dann aber möge es Varnhagen mit dem Pindar auch rechter Ernst sein! Möchte er stets das beifällige Lächeln der „Herrscherin Wahrheit" einem fürstlichen Gnadenblick vorziehen und über die Congresse nicht wie ein Kammerdiener, sondern wie ein Weiser schreiben! Hier im Angesicht von einigen hundert deutschen Ehrenmännern hat Herr Varnhagen von Ense gesagt, die Presse ist eine „Herrscherin der Wahrheit." Wir wollen sehen, ob er das Versprechen, das er damit giebt, nicht vergißt.

Vogl's Gedicht hat etwas vom Deinhardstein'schen Hans Sachs: Heut' ist Festtag, heut' geh' Alles hin! Voigt, der Geschichtsschreiber, etwas kurz, aber gut. C. von Wachsmann schildert den Augenblick, wo der langersehnte Befreier von Mönchsvormundschaft erschien, in flüssigen Versen. Wilh. Wackernagel thut in einem sonst schön geformten Liede, als ob Basel so entsetzlich weit von Deutschland wäre. Wo Froben wohnte,

ist wahrlich Gutenberg nicht fern. Wegscheider giebt Sprüche von Johannes und von Herder. Beide — hätten sie dieses Fest gefeiert, — Johannes — welche Wunder würd' er noch in seiner Offenbarung geschaut und Herder — wie schön würd' er sie gedeutet haben! Weigl, wieder ein Oesterreicher, wieder Klage. Die Weißenthurn freilich, mit ihren Medaillen und Pensionen, denkt anders. Sie warnt die Presse, „dem Volke zu schmeicheln." Sollte sie doch das Lustspiel schreiben: Qu'elle est la France? Der „Lichtstrahl aus dem Himmel" am Schluß ist jedoch hübsch, und werfe auch uns einen versöhnenden Abglanz auf ihren Aphorismus.

Friedrich Welcker, der Philolog, nennt Gutenberg den zweiten Prometheus. Da, wo er hätte fortfahren können, von diesem Prometheus den zweiten Theil der Trilogie, den gefesselten, zu erklären, da beginnt sein Bruder, Karl Welcker, der Jurist, und spricht es grade zu aus, was wir schon vorher von Rotteck gehört haben. Wessenberg: Ueber Licht, Geist, Raum und Zeit. de Wette stellt einen sehr unwahren Satz auf: „Wären alle schriftlichen Urkunden zerstört, so würde ein einziges Exemplar der Bibel hinreichend sein, uns in kurzer Zeit den ganzen Verlust zu ersetzen, indem daraus aller Geistesreichthum entwickelt werden könnte." Wenn man so etwas hört, glaubt man die Evangelische Kirchenzeitung zu lesen. Was Homer, Plato, Sophokles, Cicero, Seneca, Shakespeare der Menschheit gegeben

haben, kann ihr die Bibel nicht geben. Sie kann dasselbe ahnen lassen, aber die Form, in der jene ihre Wahrheiten aussprechen, hat oft mehr Geltung, als der Inhalt, der doch zuletzt bloße Ahnung ist! Da schlage der J. Wetter aus Mainz darein! Er hat ein gutes Buch über Gutenberg's Geschichte geschrieben.

L. Wihl — sinnig, formenschön und tüchtig in der Tendenz. Wilken giebt den Spruch eines poetischen Neu-Lateiners. Willkomm hat unstreitig den trivialsten Beitrag geliefert: ein Belletrist, ein Mitglied der „neuen Schule" und ein so schläfriges, geistnüchternes: „Gott besser's!" Drückt sich doch Winkler (Th. Hell) besser aus, bis auf das Schreit am Schluß. In einem Gedicht, in welchem man Preßfreiheit als erwünscht darstellt, muß man nicht sagen: Man schreit um sie. Minna Witte hätte in ihrem Gedicht durch das Nun des zweiten Verses nicht das Einsetzen des Dritten schwächen sollen. O. L. B. Wolff giebt einen alten guten Spruch des J. Agricola. Alex. Graf von Würtemberg reiht sich den Freigesinnten an. Zachariä's Beitrag ist der ganze Zachariä. Er spricht vom Honorar der Schriftsteller! Auch die Form des kleinen Artikels ist etwas cynisch. Zell's, des Philologen, Antithese ist recht artig. Zerrenner sagt: „Alle Dichter sollten zum Lobe Gutenberg's ihre Harfe ertönen lassen." Zum Glück ist jedes gedruckte Lied Gutenberg's Lob, sonst bekämen wir der Verse auf einen Gegenstand

doch wohl zu viel. Dolz in Leipzig wünscht einen hübschern Namen für Buchdruck. Das Druck in dem Wort ist ihm drückend. Er scheint Schriftvervielfältigungskunst vorzuschlagen. Wenn die Buchdrucker auch in dem Grade verdienten, als dieser Name länger ist, so würden sie sich gewiß nicht scheuen, sich den unaussprechlichen Namen: Schriftvervielfältigungskünstler beizulegen. Hoffmann von Fallersleben dichtet gegen die Censur. Fichte in Bonn versichert uns bestimmt, daß in hundert Jahren das Säkularfest weit großartiger und freier würde gefeiert werden. Er ist Philosoph; er muß es wissen. Agnes Franz giebt, wie immer, Glaube, Liebe und Hoffnung, und im Grunde ist es das Schönste, was Frauen geben können. Freytag in Bonn dankt im Namen des Orients. Friedemann, der Paränet, wirft in lateinischer Sprache auch der Presse den Mißbrauch vor. Die Philologen sind überhaupt diejenigen, welche sich (natürlich verhältnißmäßig) am wenigsten aus Gutenberg machen. Der Ruhm eines Poggio steht ihnen doch noch höher, als der eines Manuzzi. Gärtner, der Jurist, giebt in seiner schematisirenden Weise Abstraktionen, die ihrem Inhalte nach hegelisch, in ihrer Form fast alt-wolfisch sind. v. d. Hagen giebt einen historischen Rückblick, begeistert, wie immer. Dieser biedere Recke, von der Hagen, trifft nicht in Allem, was er behauptet und versicht, das Richtige, aber seine warme schöne Ueberzeugung trifft er immer Er haßt den modernen Geist in Kunst

Literatur und Leben. Aber es macht ihm Ehre, (und vielleicht auch uns) daß man ihn darum doch nicht wieder hassen kann. Die Mittheilung des Mediziners Harleß, eine Parallele zwischen B. Schwarz' und Gutenberg's Erfindung, ist eben so gründlich, wie belehrend. Jordan's, des freien Tyrolers Spruch (aus dem Kerker!) ist wie das Rütteln an Eisenstäben, markig, aber leider mehr Hoffnung als Wirklichkeit. Loebell in Bonn läßt auch dem Zeitalter Gerechtigkeit widerfahren, das Gutenberg's Erfindung verstand, ergriff und verbreitete. Uebrigens dank' das dem Zeitalter dieser und jener! Wer den Menschen etwas schenkt, den nehmen sie doch wohl mit offnen Armen auf. Rudolf Marggraff findet das Rückschreiten der Zeit nur scheinbar und räumt dem Weltgeist tausend mögliche Verwandlungen ein. Die Beziehung auf die Frage des Albums ist nicht ganz klar. Pischon läßt die deutschen Künstler leben und der Herausgeber selbst schließt mit einem Rückblick auf sein gewiß mühevolles, aber verdienstliches Unternehmen.

So haben wir die lange Reihe von Votivtafeln, keine Kunst= sondern eine Gedankenausstellung durchwandert. Vor jeder Nummer, und wenn sie von einem noch so unberühmten Namen kam, (es sind aber meist Namen, die in deutschen Landen widerhallen) blieben wir stehen und erfreueten uns an dem Gedanken, der geboten wurde. Ein der Liebe und Pietät gewidmetes Album, etwa das Schiller=Album, würde eine so ausführliche Anzeige nicht haben veranlassen können, denn über Liebe

und Vorliebe läßt sich nicht streiten. Hier aber war es vom höchsten Interesse, zu erfahren, wie berühmte Namen, die unserm Volke voranleuchten, über den Zweck des Johannistages 1840 dachten, ob man sie zur Linken oder zur Rechten im Streit der Meinungen stellen müsse oder ob sie auch hier noch fortfahren, gegen das öffentliche Leben des Volkes und die Interessen der Zeit indifferent zu bleiben. So viel Gelehrte, von denen wir nur wußten, ob sie Roms Vergangenheit für mythisch, das Wechselfieber für heilbar, die Rede des Cicero pro Archia für untergeschoben, den Vaticanischen Codex eines Tragikers für besser hielten, als einen Palimpsestus aus Bologna, so viel Gelehrten, die uns nur im Bereich ihrer Forschungen bekannt sind, treten uns hier als Menschen, Zeitdenker, Zeitgenossen, Mitbürger, leidende und handelnde, in Poesie und schön geglätteter Prosa entgegen. So wissen wir, auf wen man im Kampfe der Zeit rechnen kann, wer es treu mit der Sache der Menschheit meint, wem ein begeisterungsfähiges jugendliches Herz im Busen schlägt. Möchte dies werthvolle Buch dazu dienen, daß wir im Geistigen immer mehr zu einander Vertrauen fassen und an dem Anklang nicht verzweifeln, auf den wir für unsere Hoffnungen und Gedanken rechnen dürfen. Viele schweigen, Vielen begegneten wir nie im Leben; aber dann treffen wir uns bei einem heitern Mahle, oder in einem Stammbuche, an der Wiege oder am Grabe einer Idee, und wir freuen uns, daß wir Freunde hatten, ohne sie zu ahnen.

Tagebuch aus Berlin *).

April und Mai 1840.

I.

— — — Die geistige Stimmung Berlins fand ich sehr verändert. Sollten die kirchlichen Ereignisse wohl dazu beigetragen haben, daß das Urtheil klarer, das Auge fernsichtiger wurde? Ich erstaunte, daß man in der Vorstellung des Schauspiels: „die Modernen," weder gehässige Bezeichnungen für neuere Tendenzen, noch im Faust diejenigen Stellen beklatschte, wo Goethe den Dichter dem Geheimenrathe opferte. Der Pietismus sogar wird auf der Bühne persiflirt; Berlin scheint sich wieder in seiner historischen Stellung zu fühlen und hat durch den Kampf, den es gegen einen Theil Deutschlands

---

*) Ich habe selbst kleinere Umständlichkeiten in diesen Erinnerungsblättern nicht unterdrücken mögen, weil sie grade die Chronik Berlins, während der letzten Regierungswochen Friedrich Wilhelm III. enthalten. Man wird hier in Manchem das Sonst und Jetzt vergleichen können.

und Rom zu bestehen hatte, viel an Energie und begründetem Selbstbewußtsein gewonnen.

— — — Von Friedrich von Heyden, der in die Urania zuweilen eine Novelle liefert, gab man ein mehr zum Lust- als Schauspiel neigendes Drama: die Modernen. Man kann es nur billigen, wenn sich der Theaterdichter der Tendenzen des Tages bemächtigt und von der Bühne herab auf die richtige Lösung derselben zu wirken sucht. Dann muß aber auch der Standpunkt des Dichters ein freierer sein, als auf welchem wir den Vf. dieses Dramas antrafen. Nicht bloß die Anklage unsrer Zeit mußte mit sichtbarer Vorliebe ausgemalt werden, sondern ebenso auch die Vertheidigung. Es ist nichts widerwärtiger, als die Bühne in eine Polizeistube verwandelt zu sehen, wo meist nur eine Parthei Recht hat. Der Dichter würdigt sich zum Büttel herab, wenn er so wie hier blind in den Tag hinein dem Modernen zwar im Allgemeinen ein Recht, da zu sein, einräumt, im Einzelnen aber jede Manifestation desselben lächerlich, ja gefährlich findet. Da ist auch nicht ein einziger Repräsentant in dem ganzen Drama, der würdig für das Moderne aufträte und jene Berechtigung, die der Autor dem Modernen doch im Allgemeinen einräumt, anschaulich machte. Ehe nicht ein Dramendichter kommt, der, begabt mit Dialektik und allen Vortheilen einer reichen psychologischen Erfahrung, die modernen Tendenzen aus dem Seelischen im Menschen

zu entwickeln versteht, ehe nicht ein Dichter diese Fragen aus höherm Gesichtspunkt ableitet und in seinen modernen Figuren die mannigfach schattirten Coëfficienten eines Begriffs hinstellt, wird auch die Darstellung des Modernen auf der Bühne immer langweilig, karrikirt und sogar anstößig und verletzend wirken.

Das Drama: die Modernen, ist außer einer Beleidigung der Tendenz auch eine Beleidigung des Geschmacks und der gesunden Vernunft. Ein junges emancipationssüchtiges Mädchen wird in diesem Stücke, um nebenbei den Bewerbungen eines ihr verhaßten Freiers zu entgehen, — man rathe: Näthcrin? Köchin? Courtisane? Nein, sie wird Jokey, sie zieht Inexpressibles an, putzt Stiefeln und führt Nachmittags, wenn die Sonne scheint, die jungen Hunde ihres Gebieters spazieren. Die Hauptideen des Victor Hugo'schen Ruy Blas sind in diesem Drama lustspielartig benutzt. Dieser weibliche Ruy Blas findet seinen Don Sallust, der ihn zu einer Rache benutzt, die zuletzt in eine Heirath ausläuft. Das Fabelhafte in der Struktur dieses Lustspiels ist mir am meisten aufgefallen, oder richtiger gesagt, die leichte Art, mit der das Publikum darüber hinwegging. An dem Grundgedanken, daß ein gebildetes zartfühlendes Mädchen aus irre geleiteten Ideen — Bedienter wird, würde z. B. in Hamburg dies Drama unfehlbar scheitern. Man scheint also in Berlin der Erfindungsfreiheit mehr einzuräumen, als anderswo; man scheint für die erste

Bedingung des vorzugsweis modernen Dramas: Wahrscheinlichkeit, nicht den ängstlichen Sinn zu haben. Mit bester Laune gab man sich der Combination des Dichters hin und wurde erst da verstimmt, als die Intrigue nachließ und statt einer motivirten Katastrophe die gewöhnlichen Roman- und Drameningredienzien, fehlende 3000 Thaler, Wechselarrest, versetzte Juwelen u. s. w. eintraten. Um fehlende 3000 Thaler ein Drama! Wie oft wollt' ich Gegenstand einer rührenden Tragödie sein!

Gespielt wurde mit einer für mich überraschenden Präzision. Wer in Hamburg beobachtet hat, mit welch fieberhafter Erregtheit dem strengsten aller dramatischen Richterstühle, dem Hamburger Publikum, Novitäten von den Schauspielern vorgeführt werden, der muß Künstler glücklich preisen, die so wie hier von dem Bewußtsein getragen werden, daß die eigentliche Kritik über das Stück sie selbst und die Räume des Theaters wenig betrifft, sondern in den Blättern ausgefochten wird. Dies Gefühl giebt dem Spiele eine behaglichere Sicherheit, als man sie in Hamburg antrifft, wo der Schauspieler bei einem neuen Stück wie auf Tod und Leben von den Mienen und den Hand-, Fuß- und Mundbewegungen des versammelten strengen Auditoriums abhängig ist.

Charlotte von Hagn spielte den emancipirten androgynen Jokey mit der sinnigsten Berechnung. Man hat an dieser Künstlerin noch nie das Correkte ihrer Zeichnungen genug hervorgehoben. Das Genre, in wel-

chem sie am gefeiertsten ist, fordert sonst sehr stark zum Irrlichteliren auf; Charlotte von Hagn ist dagegen grade in ihrem Aplomb ausgezeichnet. Jedes Schrittes auf der Bühne ist sie sich, ohne Gezwungenheit, bewußt; alle ihre Bewegungen von einer Seite der Bühne zur andern sind von dem feinsten Gefühl für Symmetrie eingegeben; sie berechnet Distancen, sie ist in ihren aufgeregtesten Stellungen sicher und nach ächter Künstlerweise prämeditirt. Daß man in solchen Berechnungen auch zu weit gehen kann, bewies Herr Rott als Graf Santarelli (eine Art Posert). Hier war, wenn nicht zuviel Nüance, doch zuviel Nachdruck auf jede einzelne. Herr Rott konnte mir den Tag zuvor als alter Dessauer in „vor hundert Jahren" nicht genügen, denn er gab diesen Berückenhelden beinahe wie einen Wallenstein; aber den Santarelli hatte er sich gut zurechtgelegt, die Appretur war sehr gelungen, selbst bis auf's Ensemble, das über der Unmasse von Einzelheiten nicht verloren ging. Der Fehler lag nur in dem zu grellen Hervorheben der Einzelheiten, in der allzudeutlichen Absicht, auf Effekt zu spielen. Herr Rott ließ ordentlich Lücken für den Applaus offen, und wenn dieser ausbleibt, so geht gewöhnlich durchs Theater, wie durch eine plötzlich still werdende große Gesellschaft ein Engel, wie man zu sagen pflegt, aber in unserm Falle ein Engel mit umgekehrter Fackel, ein trauernder Engel. Indessen hoff' ich, diesen soviel besprochenen Schauspieler, dessen Mittel in der deut-

schen Schauspielerwelt fast sprichwörtlich geworden sind, noch öfter während meines Hierseins studiren zu können.

II.

— — — Sie wissen, welchen großen Werth ich immer auf Seydelmann's Mephistopheles lege. Ich sah seit sechs Jahren mehre Teufel auf der Bühne, aber der Seydelmann'sche behielt bei mir den Vorrang. Man gab hier gestern im Opernhause Goethe's Faust und ich drängte mich durch die strömende Menschenmasse mit dem banglichen Gefühle, daß ich vielleicht den ersten Eindruck des Mephisto auf der Bühne dem ersten Darsteller desselben, den ich sah, hätte zu Gute kommen lassen, und daß die Nicht-Genüge, die ich an andern Darstellern fand, vielleicht eine Ungerechtigkeit gegen sie war; denn auch an Teufel kann man sich gewöhnen (die Ehe beweist es): nur der Erste flößt Furcht und Schrecken ein. Indessen meine Besorgniß bestätigte sich nicht. Ich will nicht leugnen, daß meine reifere dramaturgische Erfahrung mir vieles zeigte, was ich jetzt nicht mehr an diesem Seydelmann'schen Mephisto billigen würde, allein die Consequenz der Auffassung und das Grundwesentliche in ihr verdient doch noch immer alle Achtung. Ich fand, daß Seydelmann diese Aufgabe jetzt mit mehr Virtuosität löste, als vor sieben Jahren, wo ihm die Rolle selbst noch neu war. Er hatte sie jetzt in der Tasche und spielte sie, während er sie früher schuf. Die Uebergänge haben sich

abgeschliffen, die ganze Behandlung des Charakters ist leichter und behender geworden. Ich kann allerdings nicht sagen, daß diese Veränderung eine durchgängig vortheilhafte ist. Das Materielle, das mir sonst an dem Seydelmann'schen Mephisto gefiel, war ausgestoßen und nur jenes Blasen und Athmen war geblieben, das die Feuerseele und die Gebundenheit an das heiße Element so schön bezeichnet. Da diese Nüance aber etwas isolirt steht, so hat sie auch die organische Nothwendigkeit verloren und wird in dem Augenblick, wo Mephisto das Zimmer Gretchens mit Qualm vollbläst, nur eine Comödianterei; denn dies Blasen soll kein mechanisches, sondern ein organisches Beiwerk an ihm sein. Gretchen muß die Luft im Zimmer schon dadurch, daß Mephisto überhaupt d'rin war, schwül finden; Schwüle hineinzublasen, das ist eine Inconsequenz in der Auffassung, die ich nur deshalb rüge, weil sie mir sonst, als Inconsequenz, ziemlich allein zu stehen schien.

Sollte sich Seydelmann ferner von dem Interesse, welches der Gedankeninhalt seiner Rolle einflößt, nicht fortreißen lassen und dem Ironisch-Satyrischen des Dialogs das dramatische Totalbild zum Theil geopfert haben? Wenigstens schien es mir, als hätte sein Mephisto etwas vom Diabolischen eingebüßt und dafür mehr vom Professor angenommen. Daß Mephisto mit Faust wie die Katze mit der Maus spielt, ist nicht unwahr; aber wenn Teufel spielen, muß es doch für uns Menschen

immer ein höllischer Ernst sein. Auch geht bei dem bloßen Spielen und Bonmotisiren das Dramatische verloren: die Fäden, die den Charakter als solchen zusammenhalten, lassen nach; da der Aufwand der Kräfte, den Mephisto zu einem Zwecke macht, gering scheint, so verliert die endlich erreichte Absicht von ihrer colossalen Wirkung und das Ganze bekommt den Eindruck eines sehr geistreich ausgefüllten dramatischen Leseabends, nicht mehr den Eindruck der Bühne mit ihrem Blick in das Welt- und Menschengetriebe, in Hohes und Niedriges, in Zeitliches und Ewiges. Um es mit einem Worte zu sagen: Seydelmann sollte auf seinen etwas abgespielten Mephisto als Motto setzen:

> Bin des trocknen Tons nun herzlich satt,
> Will wieder ganz den Teufel spielen!

Er muß auffrischen, er muß auf das etwas verblaßte Colorit neue Farbe legen.

Ich weiß wohl, daß der treffliche Künstler mit seinem Mephisto einen schweren Stand in Berlin hatte. In einer Residenz, wo der verstorbene Herzog Karl von Mecklenburg den Teufel bei einem dramatischen Privatvergnügen des Hofes im Claque, schwarzen Frack und seidenen Strümpfen spielte, war es schwer, die „Spottgeburt aus Dreck und Feuer" geltend zu machen. Man will, glaub' ich, hier den Teufel so civilisirt wie möglich haben, mehr den Junker Voland mit der Hahnenfeder, den „Herrn Baron," als den furchtbaren Elementargeist, der nicht

bloß der Teufel, sondern auch die Hölle ist. Allein die Consequenz eines so geistreichen Künstlers, wie Seydelmann einer ist, muß zuletzt jeder Anfeindung imponiren. Man würde bald zu der Ueberzeugung kommen, daß der Mephisto der Göschel'schen Commentare und der Hotho-schen Vorlesungen nicht der der Bühne, der einem Drama eingerahmte Mephisto sein kann; man würde endlich, wenn Seydelmann von seinen elastischen Druckfedern etwas nachgäbe, sich bald eingestehen, daß man etwas vermißt; wie ich denn schon eingestehe, etwas an diesem Bilde vermißt zu haben. Jedoch einem Künstler, wie Seydelmann, wird es leicht werden, sich aus dem bloß rhetorischen Theile seiner Rolle aufzuraffen und aus einem satanischen Bonmotisten wieder ein „ganzer Teufel" zu werden.

Für die Lösung der schweren, vor Jahren in Berlin unmöglich scheinenden Aufgabe, den Faust auf die königl. Bühne zu bringen, verdient Seydelmann den lebhaftesten Dank. Radziwill hieß der Paß, unter dem man ein an sozialen Anspielungen so reiches Gedicht einschwärzte. In den lyrischen Stellen wird die Composition dieses Fürsten zu Hülfe genommen; nur hätte auch hierin mit mehr Takt verfahren sein sollen, als sich z. B. im ersten Auftreten des Erdgeistes zeigte. Während bisher alles gesprochen wurde, fängt dieser plötzlich zu singen an, wofür man keinen Grund sieht. Dieser plötzliche Uebergang aus dem Schauspiel in die Oper mußte melodramatisch vermittelt werden. Die Scenerie bei dieser Vorstellung

verdient alle Anerkennung; mehre Prospekte sind neu und selbst die alten (mit Ausnahme einer Wiesengegend, die so prosaisch ist, daß sie hinter Pankow und Schönhausen aufgenommen scheint,) waren passend ausgewählt. Daß in Fausts chemischem Laboratorium Instrumente standen, die vor drei hundert Jahren noch nicht existirten, schien selbst den Teufel zu verwundern, der ein Frauenhofersches Fernglas mit zweifelnder Ironie betrachtete. Die Glockenzüge bei der Verwandlung klingelten gar zu laut. Man glaubte regelmäßig in einer katholischen Kirche zu sein und die Klingel des Ministranten zu hören, die zur Kniebeugung auffordert. Sonst bemerkte man in Costüme und Comparserie durchaus jene wohlthuende Disposition über große Massen: nirgend etwas Knappes, nirgend eine ungefähre Andeutung, der die Phantasie des Zuschauers zu Hülfe kommen muß. Die Hexenküche war trefflich arrangirt: wenn auch Herr Wiehl als Hexe einen zu gewagten Anblick bot und in seiner Verkleidung für den Ernst der Scene eine komische Klippe zu werden drohte. Wahrscheinlich wollen die Damen des Personals sich nicht dazu hergeben, Hexen zu spielen? Die Intendanz müßte loosen, oder die Rolle in der Reihe herum spielen lassen.

Ueber die persönlichen Leistungen der Darsteller ließe sich viel sagen: ich erwähne nur Herrn Grua als Faust und Charlotte von Hagn als Gretchen. Für die lyrische Wehmuth des Faust ist Herr Grua mehr geschaffen, als für die dämonisch imponirenden Regungen dieses Titanen.

Das Organ des Herrn Grua ist weich, beinahe weichlich; nur in Affektstellen erhebt sich die Intensität seiner Stimme zu einem schönen und kräftigen Metalltone. Da Herr Grua meist in Erfassung seiner Rollen weich ist, so konnte auch der Contrast des plötzlich jung und verliebt werdenden finstern Stubenhockers nicht grell genug hervortreten. Vollends Wunder nahm es mich, daß ein so besonnener Künstler, wie Herr Grua, in dem Augenblick, als aus dem Pudel der höllische Kern hervorspringt, nicht mehr Betroffenheit, nicht mehr Entsetzen zeigte. Man sieht nicht alle Tage aus einem Pudel einen Menschen springen: nicht alle Tage kündigen sich menschliche Gestalten geradezu als die Boten der Hölle an. Hier mußte Herr Grua auf Miene, Wort und Haltung die Färbung eines haarsträubenden Entsetzens legen. Mephisto selbst, so kühl aufgenommen, verliert gleich bei seinem ersten Auftreten alles Schreckhafte, das er für die Phantasie während des ganzen Gedichtes behalten muß.

Das Gretchen der Hagn ist eine kecke, resolute Zeichnung. Während sich manche Schauspielerinnen darin gefallen, in Gretchen einen Himmel von Unschuld und eine durch Zufall Schuldige zu geben, giebt uns die Hagn weit mehr von dem, wofür sie von ihrem sterbenden Bruder gescholten wird. Und mit Recht. Gretchen soll diesen naiven Uebergang aus der Unschuld in die Sünde darstellen: sie ist keine Betrogene, keine Verführte, sondern sie kam auf halbem Wege der Verführung schon entgegen: sie

ist das weibliche Laster, dargestellt mit jener wehmüthigen Entschuldigung, die wir den Verirrungen eines schwachen Geschlechts müssen angedeihen lassen. Gretchen ist verbuhlt. Ihre Phantasieen im Kerker bezeugen dies. Sie hat sich von der Sünde nicht bloß die Erinnerung der Reue, sondern auch noch die Erinnerung der Lust erhalten. So dachte sie Goethe; so stellte sie die Hagn in den Uebergängen und Steigerungen der Parthie mit vieler Virtuosität dar.

Die ersten Scenen gleich mit dem Schmucke, dem Besuche bei der Nachbarin, waren vortrefflich der weiblichen Natur abgelauscht. Die nachlässige Art, wie Gretchen den König in Thule singt, (andere Darstellerinnen verfallen hier leicht in den Fehler, dies Lied so pretentiös zu singen, wie Preziosa ihr „Einsam bin ich nicht alleine!") die Gartenscene — alles sehr durchdacht und wahr. Die Frage: „Sag' Heinrich, wie hältst Du's mit der Religion?" mußte wohl ein wenig ängstlicher herauskommen. Die Ohnmacht und das Knieen an der Leiche des Bruders waren nicht gut arrangirt. Der Geist, als das bösgewordene bessere Selbst Gretchens, war in einer Kutte sehr unpassend costümirt. Gretchens besseres Selbst, selbst wenn es gefallen ist, trägt nicht grauen Flanell. Warum läßt man aber nicht den Geist (wie in Raupachs Tasso) aus Gretchen selbst reden? Die Schauspielerin bekäme dabei eine schöne Gelegenheit, ihr Talent zu zeigen, und die Schlußohnmacht: „Nachbarin, ihr Fläschchen!" käme mehr aus der physischen Erschöpfung einer Ekstatischen

und machte die Scene abgerundeter. Für den letzten Akt besaß Fräulein von Hagn mehr geniale Inspiration, als erklügelte Berechnung. Sie löste die außerordentlich schwere Wahnsinnsscene mit blendenden Einzelheiten; doch fiel mir am meisten auf, daß eine auf ästhetische Schönheit alles gebende Künstlerin, wie Fräulein von Hagn, nicht die Scala ihrer Stimme mehr berechnete, als sie that. Entsetzenslaute, die man auf der Bühne ausstößt, dürfen doch niemals über das natürliche Register in der Stimme des Darstellers hinausgehen. Wenn die junge Künstlerin für Situationen so peinlicher Art in der Höhe keine Töne hat, die für das Ohr angenehm klingen, so müßte sie auf ein Surrogat denken. Ein Schauspieler, der bei gewissen Momenten das Ueberspringen seines Tons zu fürchten hat, muß Vorkehrungen treffen, um nicht in die gefährliche Tonlage, wo seine Stimme nicht ausreicht, zu kommen, und eher in der Tiefe suchen, was ihm die Stimme in der Höhe versagt. Die frappanteste Wahrheit verfehlt auf der Bühne ihre Wirkung, wenn sie nicht von den Gesetzen der Schönheit gemodelt ist.

III.

— — — — Raupach scheint jetzt Berlin gegenüber einen schweren Stand zu haben. Selbst seine Freunde fühlen sich in der Theilnahme, die sie ihm sonst zu schenken pflegten, erschöpft. Und doch find' ich, daß seine neuern Sachen nicht schlechter sind, als die früheren, daß sie denselben Zu-

schnitt haben und dieselbe Kenntniß der Bühneneffekte verrathen. Sollte vielleicht die sehr glückliche Stellung dieses Mannes beneidet werden?

Von der innern Structur des Boris Godunow können Anfänger lernen, wie gewöhnlich und weniger als mittelmäßig auch sonst dieses Drama ist. Um einen rohen naturschlächtigen russischen Czaar der dramatischen Behandlung würdiger zu machen, erhebt ihn Raupach zu einem Philosophen, wenn man Atheismus Philosophie nennen kann. Er läßt diesen Russen, der vielleicht nicht lesen und schreiben konnte, als Prototyp einer Idee aufstehen, in der allerdings eine, keinesweges von dem loyalen Herrn Professor ausgeführte Ironie liegt auf das russische Czaarenthum. Ich regiere die Welt! So lautet ungefähr die Idee, mit der Boris sie sich unterthan macht und mit der er von der Erde scheidet, da er erkennen muß, daß es einen Gott giebt. Ich gestehe, es trivial zu finden, daß man um einer solchen Idee wegen: es giebt einen Gott! ein Trauerspiel schreibt. Aber Boris ist auch inconsequent. Er ist abergläubisch und Atheist zu gleicher Zeit. Er glaubt an Wunder und Ahnungen, ohne an Gott zu glauben. Wie läßt sich das in einem Menschen zusammenreimen? Boris ist eine Art Wallenstein, wenigstens hat er in seinem Arzt Fiedler eine Art Seni um sich, seine Tochter Xenia (von Clara Stich gar lieb und hold dargestellt) ist eine mattherzige Copie der Thekla (sie sagt sogar wörtlich mit Thekla übereinstimmend: so ist also

das Schöne auf der Erde bestimmt, zu sterben!) Der Prinz, ihr Verlobter, ist Max Piccolomini; er lebt, wie Max, er stirbt, wie Max, er wird beweint, wie Max.

In die Geschichte des Boris ist die des falschen Demetrius verwebt. Man hat sehr wahr darauf aufmerksam gemacht, daß dieser dadurch von Raupach als ganz gemeiner Betrüger hingestellt ist, daß er ihn mit dem Bewußtsein seiner Unächtheit sogleich auftreten läßt. Ein Prätendent dieser Art ist nur dramatisch, wenn die Aufklärung später kommt, als seine Geschichte. Er mußte, im äußersten Falle wenigstens einige Akte hindurch, das scheinen, was er sein will, vielleicht selbst glauben, was er zu sein vorgiebt. Es ist kaum denkbar, wie einem so geschickten Bühnenpraktikanten, wie Raupach, diese Bemerkung entgehen konnte. Fast wird man versucht, anzunehmen, daß er lediglich nur auf den Effekt spekulirte, den es machen würde, wenn Marfa, die Mutter des ächten Demetrius, nun plötzlich den unächten, aus halbwahnsinniger Mutterliebe und Rache adoptirt. Es ist wahr, der Effekt hat schon bei Schiller eine ergreifende Wirkung (zumal wenn er so schön benutzt wird, als es von Mad. Crelinger geschieht); aber seine Faktoren sind widerwärtig. Im Uebrigen trägt das ganze Stück den Charakter einer Staats-Aktion. Personen gehen und kommen, laufen und rennen und keine von ihnen ist zu sonst etwas nütze, als breien Figuren zur Staffage zu dienen.

Seydelmann spielt den Boris mit jener verhalte-

nen Kraft, jener Verschlossenheit und dämonischen Haltung, die Raupach jedenfalls in diesen Charakter gelegt wissen wollte. Es gehört zu der würdigen Lösung dieser Aufgabe mehr physischer als geistiger Aufwand. Die hohen Töne, die Seydelmann in Affektstellen eigen sind und an die sich das Ohr wie an Alles, was mehr charakteristisch als schön ist, gewöhnen muß, eignen sich in dieser Rolle recht als Ausdruck einer noch an die Natur gebundenen, ursprünglichen Existenz, wie man sie dem Boris trotz seiner Philosopheme zuschreiben muß. In der auch scenisch sehr gut arrangirten Situation vor der Czaarenburg (im fünften Akt) verfehlte Seydelmann die rhetorische Wirkung nicht; auch seine letzten Momente blieben nicht ohne erschütternden Nachhall. Dann und wann würden wir diesem Zweifler im Tone ein wenig mehr Bitterkeit gewünscht haben.

IV.

— — — — Wissen Sie wohl noch, sagte die Frau vom Hause, eine liebenswürdige junge Mutter, zu dem Componisten des Paulus, der ihr zur Seite saß, wissen Sie wohl noch, wie Sie mir in frühern Jahren einmal abschlugen, einige Takte einer alten Musik zu ändern?

Jetzt würde ich ändern, soviel Sie wollen, antwortete Mendelssohn. Die Jugend ist so hartnäckig in ihrem Enthusiasmus, damals war ich Rigorist genug, Ihnen mit Empfindlichkeit das Blatt zurückzuschicken. In ältern

Jahren wird man gegen so Vieles tolerant, was man in jüngern für ein Sakrilegium gehalten hätte.

Felix Mendelssohn wurzelt in fast allen Städten Deutschlands, besonders aber in Leipzig und Frankfurt fester, als in Berlin, dem ersten Schauplatz seiner Jugend. Felix Mendelssohn gehört zu den wenigen Wunderkindern (als solches wird er auch von Goethe erwähnt), die für ihre Frühreife keinen Nachwinter erlebten, sondern als Mann die Versprechungen des Knaben Wort hielten. Seine Stellung als Direktor der Gewandhausconzerte hat ihn mit moderner Musik befreundeter gemacht, als jener eben erwähnte Kunstrigorismus der Jugend zu gestatten schien. Von Lißzt sprach er mit lebhaftestem Interesse.

——Ich flog auf der Eisenbahn nach Potsdam. Schade, daß die Berliner nun schon an diese Bereicherung ihres Daseins gewöhnt sind; es muß komisch gewesen sein, die ersten Fahrten zu beobachten und die Berliner über diese neue Probe ihres Muthes reden zu hören. Daß der Berliner ein wenig kleinstädtisch ist, leidet keinen Zweifel. Woher soll er großstädtisch sein? Von einem großen, massenhaften, bewußten Volksleben? Das fehlt ihm. Von dem Wohlstande seiner Bürger? Er ist nur sehr partiell. Vom Adel, dem Hofe? Er ist abgeschlossen von der Masse. Von den Beamten? Die Zahl derer, die nicht über 800 Thaler jährlich zu verzehren haben, ist Legion. Von einer Rivalität mit andern Städten? Berlin hat

auf 20 Meilen im Umkreis keine große Stadt. Von Reisen, die die Berliner machen? Eben weil sich eine Reise erst der Mühe verlohnt, wenn man 20 Meilen uninteressanter Wüsteneien hinter sich, d. h. wenn man nach Leipzig oder Magdeburg gekommen ist, so können verhältnißmäßig nur sehr wenig Berliner auf Reisen gehen. Wenn die Eisenbahn nach Leipzig fertig ist, wird Berlin großstädtischer werden. Bis jetzt sind seine Bewohner nur eines beschränkten Sehkreises und müssen durch Naivetät, Neugier und den Schein von Anmaßung (ich sage den Schein; denn meine guten Landsleute sind besser als ihr Ruf) ersetzen, was ihnen an faktischem, großstädtischem Bewußtsein abgeht.

In Potsdam kann man reizende Tage verleben. Ein sonnenheller blauer Himmel lockte uns auf die Eisenbahn: in einer guten halben Stunde standen wir an dem grünen Ufer der Havel. Hoch stand schon die Sonne am Himmel: wir nahmen einen Wagen und fuhren nach Charlottenhof. Diese anmuthige Besitzung gehört dem Kronprinzen und in der That, sie trägt alle Spuren eines sich einsam fühlenden, harrenden Geistes, der seinen Thatendurst durch die Zerstreuungen der Phantasie und Kunst zu stillen sucht. Aber noch mehr. Man sieht einen schöpferischen Künstlersinn, der noch nicht über die Kassen des Landes, über die Millionen des Schatzes zu verfügen hat, man sieht die Schöpfungen eines Prinzen, dessen Chatoulle nur noch einen mäßigen Umfang hat. Nirgends

Verschwendung, überall sparsame, aber höchst sinnige Benutzung mäßiger Mittel, das Ensemble durchaus einen Privatcharakter athmend, aber in diesem auch höchst geschmackvoll und reizend durch seine idyllische Beschränkung. Von einer schattigen Allée aus erblickt man das Hauptgebäude, eine kleine Villa, unscheinbar, ohne Gepränge, aber in malerische Verbindung gebracht mit einem Portikus, einer Terrasse, die sich in ein Bassin hinabsenkt, einem anmuthig schattigen Weingange. Die Rücklehne einer großen, zur Ruhe einladenden Bank ist in Wachsfarben mit Nereïden- und Tritonengruppen bemalt, mit Figuren, deren Köpfe Portraits der Umgebung des Kronprinzen sein sollen. Das Bassin nimmt die Strahlen eines Springbrunnens auf: dort unten sieht man den großen Schornstein, der zur Maschiene der Fontäne gehört, und selbst dieser ist in die Symmetrie des Ganzen eingefügt: er ragt über den Räumen und Büschen nicht wie eine Feueresse, sondern als ein architektonisch verzierter kolossaler Kandelaber hervor. An der Hinterfronte des Hauptgebäudes sieht man, in Zink gegossen, eine verkleinerte Kopie der Kißschen Amazone; der Herzog von Orleans hat eine Doublette davon zum Geschenk erhalten. Der Glanzpunkt Charlottenhofs ist die zweite Gebäudegruppe. Hier weht auf Schritt und Tritt italienischer Geist, antike Erinnerung, südlicher Hauch. Rechts und links tropische Gewächse, Palmen, Ananas, Orangen; Wasserleitungen mit sprützenden Delphinen- oder Fisch-

köpfen aus Bronze; Weinranken um steinerne Geländer und Pfeiler; anmuthig gekreuzte steinerne Treppen, die vorn in die Wohnung des Gärtners führen. Käfer und Schmetterlinge ruhen aus in den frischen Schatten, Vögel flüchten sich hierher aus dem Parke. Man schreitet durch eine Pforte in einen Hof; rechts aus Buchsbaum geschnittene kleine Hecken, links eine steinerne Halle, die zu näherer Betrachtung einladet. Man tritt vor eine Oeffnung der Wand und sieht in eine Reihe Gemächer von bezaubernder Beleuchtung. Die in's Innere des kleinen Gebäudes von oben hereinfallende Sonne giebt eine magische Lichtwirkung, aus der die Marmorstatue einer Wassergießenden, leichtgeschürzten Nymphe mit einem blendenden Effekte sich herausscheidet. Man trennt sich von den beiden schönen Säulen dieser vordern Oeffnung und dem Knaben Dornauszieher zwischen ihnen, man tritt in das Innere der Halle. Kühle weht Dir angenehm entgegen, die heitere pompejanische Färbung der Wände erfreut das Auge. Eine viereckige Badewanne aus grünem Marmor steht in der Mitte des ersten Gemaches. Es tragen vier Säulen ein offenes Dach und bilden ein Impluvium, das allen wechselnden Einwirkungen der Natur ausgesetzt ist. Das in dem kleinen Bassin wachsende Schilf bildet einen eignen Kontrast mit dem wohnlichen Charakter der nächsten Umgebung, mit einer Nische im Hintergrund, einem überwölbten, kühlen Gemache und zur Ruhe einladenden, geschmackvollen Lehnsesseln. An

dem fernern Ausbau wird noch gearbeitet. Ein Badezimmer zur Linken. Die Maurer und Tüncher hielten eben ihre Mittagssieste; eine ungefähre Umschau ließ zwischen den Brettern und kalkigten Gerüsten hindurch Wände mit dunkelgrünen Marmorbekleidungen erkennen. Vier Karyatiden sondern dies Vorgemach von dem eigentlichen Baderaum ab, der einen Halbkreis bildet, oben unbedeckt ist und gegenwärtig mit rothen Figuren auf weißem Grunde (von Rosenthal) bemalt wird. — Drüben auf der andern Seite des Baues findet sich ein kleiner grüner Hof, der einem stillen, zärtlichen Kultus als Tempel dienen soll. Die Kronprinzessin will hierher die Büste ihres Vaters, Max von Bayern, stellen, das Brustbild eines der wenigen Könige, die sich ihrem Volke nicht in militärischer, sondern stets in bürgerlicher Tracht zeigten, eines noch jetzt liebend verehrten Vaters seines Vaterlandes. — Noch sind die Schönheiten dieser Villa nicht alle aufgeführt. Wie anmuthig muß es sich auf der dort am Ufer liegenden kleinen Gondel hingleiten lassen unter diesem lauschigen Baumdache, das über die ganze Breite des Wassers hingewölbt ist! Man ersteigt eine musivisch gepflasterte Terrasse, wo man die Uebersicht der ganzen Anlage genießt, lauscht durch verschlossene Thüren in einen Salon, den einige berühmte landschaftliche und architektonische Bilder zieren, steigt dann auf einen heitern Rasenplatz hinab, wo uns rechts und links zwei dorische Tabernakel begegnen mit Marmorpostamenten, auf wel-

chen sich die Aeltern des Besitzers in Bronze starr und geisterhaft begrüßen. Endlich reißt man sich von dieser Harmonie idyllisch schöner Eindrücke los und flüchtet sich durch Weingänge, Pflanzenbeete, Baumalléen in die dunkleren Schatten des Parks, die uns allmälig aus Charlottenburg hinaus auf den Weg zum neuen Palais führen. Von Allen, die die Großen um ihr Glück beneiden, haben wenigstens die Dichter ein Recht dazu. Denn sie und die mit ihnen empfinden sind es allein, die nicht bloß zu besitzen verstehen, sondern auch zu genießen.

V.

— — — Ich bin Ihnen noch einen Bericht über eine Vorstellung Nathans des Weisen schuldig. Da Lessing für dieses Gedicht auf dramatische Darstellung verzichtete, und dem Schauspieler keine Winke gab, so ist es schwer, über eine richtige Auffassung des Nathan zu schreiben. Seitdem dieses herrliche, an Gemüths- und Verstandesleben so reiche Werk auf der deutschen Bühne heimisch ist, gefällt man sich darin, den idealen Charakter Nathans hervorzuheben und seine Realität als Jude, seine Nationalität fallen zu lassen. Einige Darsteller entschlossen sich, ihm wenigstens annäherungsweise eine ungefähre orientalische Färbung (in matterem Licht jedoch) zu geben: nur einen sah ich, der ganz Jude war, Th. Döring in Stuttgart.

Seydelmann, der sich rein an die ideale Bedeutung des

Nathan, als eines weisen Mannes, hält, und das Jüdische nur in einer gewissen Gedrücktheit verräth, berief sich, als ich ihn um Aufklärung bat, auf die Tradition. Ich kann mir diese Tradition nur daraus erklären, daß die Juden den Helden ihres Lieblingsdramas, recht im Gegensatz gegen den abscheulichen Shylock, auch dadurch geehrt wissen wollen, daß sie die jüdische Färbung hier getilgt wünschen. Dem Juden ist der Jude auf der Bühne eben so unangenehm, wie dem Pietisten Tartüffe, dem Advokaten der schlechte Advokat, dem Literaten ein Journalist, der sich auf der Bühne bestechen läßt. Die Juden mögen den Nathan nicht jüdeln hören und fragen: Sprechen die Juden denn auch im Orient so das Arabische, wie die polnischen Juden das Deutsche? Die Juden haben, bei ihrem wirklichen Interesse für Kunst, heut zu Tage in Kunstfragen eine große Macht. Es ist für Künstler und Dichter immer mit Unannehmlichkeiten verknüpft, wenn sie noch wagen, auf den Brettern und in Büchern Juden zu schildern, wie sie sind.

Nun kommt aber das eigentlich für die Juden Schmeichelhafte nicht heraus, wenn Nathan nur im Allgemeinen ein weiser Mann ist. Die Tendenz des Lessing'schen Werkes war, den Werth und die Indifferenz dreier Religionen zu zeichnen, im Besondern aber für eine bessere Anerkennung und Beurtheilung des Judenthums zu wirken. Diesen Zweck wird die Darstellung nie in dem Vollgrade erreichen, wenn sie in Nathan, diesem Weisen und

Gefühlvollen, diesem ächt menschlich denkenden Menschen, nicht eben auch wirklich den Juden giebt. Alle die sanften Regungen seines Herzens, seine Wohlthätigkeit und Ehrlichkeit legen nur dann das gewünschte Zeugniß für seine Nation ab, wenn Nathan auch als Vertreter derselben auftritt.

Müßte nicht ferner schon die bekannte Thatsache, daß Lessing im Nathan seinen weisen, wohlthätigen und toleranten Freund Mendelssohn (bis auf das Schachspiel treu) schildern wollte, für die jüdische Färbung sprechen, so sollte doch ohne Weiteres dieser Umstand entscheiden: Der Schauspieler ist ohne den *Juden* Nathan auch nicht im Stande, die *Weisheit* des Nathan so zu treffen, wie eben Nathan weise ist. Man lese doch genau, was Lessing seinen Helden sprechen läßt. Wird man nicht durchgängig jene den Juden eigenthümliche Dialektik finden? Bilder, Gleichnisse, Schlüsse, wie sie nur dem Juden eigen sind? Man merkt es in den ersten Zeilen, die Nathan zu sprechen hat, daß er in der talmudischen Denk- und Schlußweise erzogen ist. Nathan ist auch Humorist. Er hat witzige Einfälle. Er kann (bei der Stelle: Kurz und gut — wo ist denn hier das Gut?) selbst in Augenblicken der höchsten Besorgniß nicht unterlassen, seine Befürchtungen in einen Witz zu kleiden. Dies Alles ist so jüdisch, daß es, vom Schauspieler nicht hervorgehoben, für das Ganze wesentlich verloren geht. Die bloß rhetorische Wiedergabe dieses Charakters läßt ihn nie



aus einem fahlen Grau heraustreten, so daß selbst eine so im Uebrigen durchdachte und würdige Leistung, wie der Nathan Seydelmanns, doch zuletzt eine Monotonie ist.

VI.

— — In dem Lese-Cabinet von Stéhély hört' ich zwei Offiziere sich über Tasso und Dante streiten. Die Verse, die sie zitirten, wußten sie in der Ursprache! Die lange Friedenszeit hat aus einem großen Theil des preußischen Offiziercorps tiefsinnige Gelehrte gemacht.

— — Am ersten Abend, wo ich im Theater war, hört' ich gleich zwei junge Mädchen vor mir einander fragen: Hast Du schon Godwin Castle gelesen? Nach späteren Erfahrungen merkt' ich, daß die schreibenden Frauen hier jetzt mehr en vogue sind, als die schreibenden Männer. Gräfin Hahn-Hahn wird oft genannt, A. P. ist noch immer das Räthsel des Tages. Man vermuthete, da man hier geneigt ist, alles Mysteriöse in der Literatur dem königlichen Hause zu zuschreiben, die Prinzessin Wilhelm (Tochter des Großherzogs von Weimar) wäre die Verfasser in von „Noch ist es Zeit." Allein dem wurde bestimmt widersprochen, seitdem die Mutter dieser Dame, die Schwester des russischen Kaisers, ihrer Tochter schrieb: „Es ist nicht Recht von Dir, daß Du dies Gerücht aufkommen lässest, weil Du dadurch der wahren Verfasserin ihren Ruhm beeinträchtigst."

— — Ein Mittagsconzert im Schauspielhause bot außer dem ohrzerreißenden Genuß einer auf vier Flügeln gespiel-

ten sechszehnhändigen Ouvertüre wenig Bemerkenswerthes. Ich vermißte elegante Gesellschaft, obgleich der Saal ziemlich gefüllt war. Der in ganz Deutschland durch Saphirs Wiener Academieen eingerissenen Sitte, gereimte Trivialitäten für humoristische Unterhaltung hinzunehmen, auch hier gefröhnt zu sehen, schmerzte mich. Wenn unser Zeitalter, wie bekanntlich, der allgemeinen Verflachung immer mehr entgegengeht, so sollte doch an Berlin erst ganz zuletzt die Reihe kommen. Wir werden bald soweit sein, daß je geistloser etwas ist, es für desto humoristischer gehalten wird. Es ist traurig, wenn man sieht, wie der Masse das Denken, Empfinden, Urtheilen, das Weinen und Lachen gar so leicht gemacht wird!

Das Ballet Don Quixote. Gern auf der Rozinante war kostbar. Seine bei der Stille des Ballets zuweilen ausgestoßenen unartikulirten Schimpfwörter mußten den größten Hypochonder zum Lachen bringen. Dabei dieser Reichthum im Costüme, in der Scenerie und an Comparsen! Diese Präzision des Spiels und der Arrangements! Und welche liebliche Erscheinung dieser weibliche Chor mit seinen Koryphäen und wirklich reizenden Hauptfigurantinnen! Dem. Polin, eine kleine Französin mit brennenden Augen, tanzte mit einem Aplomb, wie ich ihn nur bei den berühmtesten Tänzerinnen bewundert hatte. Sie entwickelte in ihrer großen Fußzehe eine erstaunenswürdige Kraft. Dabei muß man an dem ganzen Balletcorps eine sichtliche Decenz rühmen.

Man sieht, daß hier die Tanzkunst nicht auf den verführerischen Gazeüberwurf der Sinnlichkeit berechnet ist, sondern daß sie aus einem wirklichen Interesse an höherer plastischer Schönheit so königlich begünstigt wird.

VII.

— — Ich las während dieser Tage in den alten Schröderschen Lustspielen, an die man, obgleich sie größtentheils Uebersetzungen sind, doch wohl anknüpfen muß, wenn man für die komische Muse des Theaters wirken wollte. Was an diesen Stücken am meisten zu bewundern und zu beneiden ist, bleibt die Harmlosigkeit der Zeit, welche sie aufnahm. Früher war der Scherz eine Erholung nach dem Ernst, jetzt ist das Witzeln so an der Tagesordnung, daß man nur mit den außerordentlichsten Reizmitteln noch auf die Lachmuskeln der Menge wirken kann. Man verlangt auch vom Witz jetzt immer eine höhere Bedeutung und vergißt, daß das, was schon Frucht sein soll, nicht mehr Blüthe sein kann.

Ich will nicht sagen, daß jetzt ein harmlos witziger, an gesunden Einfällen reicher Lustspieldichter nicht mehr seine Lacher fände. Aber mit dem Scherz wird auch meist immer gleich die Wirkung verpuffen und das Gefühl einer so öden Leere sich der Zuschauer bemächtigen, wie z. B. gestern im Schauspielhause, wo eine kleine drollige Pieçe: der Verstorbene, (nach dem Französischen) erst in jeder Scene belacht und dann mit Zischen entlassen wurde.

Wir sind unausstehliche Kostverächter geworden und haben durch unsre Dickhäutigkeit schon mehr als einem Autor die Lust verleidet, für die Bretter zu schreiben.

Wenn ich diese alten Dramen da vor mir durchfliege — wie sind sie belacht und genossen worden! Und doch würden nur wenige, wenn sie jetzt zum Erstenmale über die Bretter gingen, die Probe des Parterres aushalten; man pfiffe sie schon im zweiten Akte aus. Der alte Hanswurst ist aus ihnen noch immer nicht ausgetrieben und das Publikum freute sich, ihn aus den Landjunkern und dummen Dorfteufeln, die uns vorgeführt werden, heraus zu finden. Scheint es doch, als wenn damals die Scheidewand, die den Schauspieler von der übrigen bürgerlichen Gesellschaft trennte, auch zugleich der letztern es als unwürdig erscheinen ließ, mehr als possenhafte Zumuthungen an den Histrionen zu machen. Jetzt, da beide Theile so nahe an einander gerückt sind, daß z. B. aus Hofschauspielern förmlich Beamte geworden sind, jetzt verlangt man von der Komödie nur das, woran man sich selbst betheiligen würde, eine Wahrscheinlichkeit und Consequenz der Erfindung, die dem wirklichen Leben nicht bloß täuschend ähnlich sieht, sondern ihm selbst entnommen ist: man kennt die Schauspieler als Menschen mehr, wie als Künstler, und sieht ihnen an, daß sie uns Stücke vorführen, die sie nur einstudirt haben, während man früher, wo der Schauspieler von einem neuen Stück seine Gage garantirt sah, auf Tod und Leben Komödie spielte.

Wenn es nicht anmaßend klingt, möcht' ich hier in Betreff meiner ein Geständniß machen. Wär' ich ein Autor, über den kein Vorurtheil herrschte und der erst ganz neu aus dem Ei geschält käme, so würd' ich diese Kälte des Publikums blind verachten und so für's Theater schreiben, wie mir der Schnabel gewachsen ist. An meinen Dramenstoffen würd' ich nicht lange mäkeln und den Erfolg erwägen, sondern ihnen die mir mögliche Ausführung geben und hinaus damit! Jetzt quält mich bei jeder dramatischen Idee das Vor und Nach. Würde diese Idee zu meiner Vergangenheit stimmen, würde jene ein sichres Capital für die Zukunft sein? Reflexionen dieser Art, die zum größten Theil aus dem ungeheuer schweren Stand fließen, den in unsrer illusionsarmen Zeit die Erfindung hat, sind lähmend für die Produktion: man verwirft ein Dutzend Stoffe, ehe man den Muth hat, einen einzigen festzuhalten.

Aber ich würde Niemanden, der in einer ähnlichen Lage wäre, rathen, sich dadurch irren zu lassen. Als Theaterdichter muß man außer für Vieles auch dafür den Muth haben, daß man seinen Eingebungen traut und sie hinausflattern läßt, gleichviel, ob sich in ihnen die ganze oder nur ein Theil der Welt bespiegelt. Der Spruch, mit dem Merk Goethe'n veranlaßte, den von ihm für schlecht erklärten Clavigo doch hinauszuschicken: „Frisch auf die Zäun', dann trocknen sie bald," sollte die Devise jedes Dramatikers sein, der entweder aus Em-

barras de richesses oder Embarras des égards nicht an's Einzelne und zum Entschlusse kommen kann.

Ueber Rüthling und Gern mußte ich herzlich lachen. Man wollte mir weiß machen: Rüthling hätte durch den von E. Devrient gestifteten dramatischen Verein und das viele Theoretisiren, Vorlesen und Reden in demselben von der Ursprünglichkeit seines Humors eingebüßt. Es ist kein wahres Wort daran. Gern und Rüthling sind noch immer zwei Komiker, deren Zusammenspiel darum so wirksam ist, weil sich ihr Genre so vollkommen ergänzt. Gern Räsonneur, zutäppisch, mit der Thür in's Haus fallend, unverschämt, immer außer Athem, Poltron; Rüthling bedächtig, kein Wasser betrübend und es doch hinter den Ohren habend, immer, wie man hier sagt, aus dem Muus kommend, Topfkiecker, Hemkengrieper, dabei Philister, sich nie exponirend, die Menschen verhetzend und hernach sie wieder beschwichtigend — beide ergänzen sich so entschieden, daß man sagen muß, Raupach hatte leichte Arbeit, wenn er den komischen Theil seiner Dramen ihnen beiden auf den Leib schnitt.

VIII.

— — Von meiner Wohnung aus ist mir ein Blick auf die Umgebungen des Schlosses gewährt, auf eine Ueberfülle von großen Gebäuden, die die Gegend von dem Anfang der Linden bis zum Dom zu einem der merkwürdigsten Plätze Europas machen. Störten mich nur nicht am Dom die beiden Zwillingsableger des großen

Thurms! Neben einer großen Kuppel, die schon an sich unwesentlich ist, da sie für das Innere der Kirche keinen Werth hat, sondern nur als bloße architektonische Verzierung dient, haben sich noch zwei kleine Schwalbennester, wie zwei Major-Epauletts niedergelassen. Man hatte dabei wahrscheinlich die Isaakskirche in Petersburg vor Augen; aber dort gehören diese kleinen Thürme zum Cultus, indem sie auf einzelne Kapellen Licht fallen lassen, sie sind so zahlreich bei den russischen Kirchen angebracht, daß sie schon dadurch etwas für die dortige heilige Architektur Wesentliches vorstellen. Hier in Berlin, wo man so vieles Russische in der Politik und den Militäruniformen nachahmte, wollte man auch der Hauptkirche der Stadt eine russische Perspektive geben und Schinkel war schwach genug, die beiden kleinen Vogelbauer neben den größern Thurm der Kirche zwecklos und unschön hinzustellen. Ueberhaupt würden die Gebäude der Residenz mehr künstlerischen Werth haben, wenn Schinkel, ein so reicher, erfinderischer, sinniger Kopf, jenen ächten Künstlerstolz besäße, der ihn verhindert hätte, Aenderungen seiner ursprünglichen Baupläne hinzunehmen. Eine höhere Hand, deren Munifizenz allerdings ruhmvoll anerkannt werden muß, strich ihm bei vielen seiner vorgelegten Baupläne meist immer das Charakteristische und Kecke weg. Alles Hohe, Hinausspringende, Hinausragende (z. B. dreist aufschießende Thürme an den Kirchen) wird von einem an sich ganz achtbaren, aber in Kunst-

sachen unbequemen Sinn für das Bequeme, Bescheidene, Zurückhaltende weggewünscht. Es ist nicht rühmlich für Schinkel, daß er bei seinen zahlreichen Baugrundrissen dem Künstlerstolz so viel vergeben hat.

Schinkel hat in seinen geistvoll geschriebenen Erläuterungen zu seinen Bauten auch alle die Umstände angeführt, die ihn bewogen, dem Sauspielhause seine jetzige Gestalt zu geben. Wenn an einem öffentlichen Gebäude die Façade nicht einmal als Ein- und Ausgang benutzt wird, wenn man auf einer großen Freitreppe Gras wachsen sieht, so regt sich unwillkührlich das Gefühl, das Unbenutzte auch für eine Ueberladung zu halten. Doch mögen die Kenner über den äußern architektonischen Werth des Schauspielhauses entscheiden! Das Innere dieses Theaters, wiederum nicht ausgehend von der speziellen Ansicht Schinkels, hat ganz jenen gedrückten Miniatur- und Privatcharakter, den ein Haus, das früher Nationaltheater hieß, nicht haben sollte. Es wäre vielleicht nicht nöthig gewesen, dies Theater größer, als für 1200 Menschen zu bauen; aber warum dieser wunderliche Charakter der Isolirung in der Anlage des Ganzen? Ein Rang ist dem andern unsichtbar. Das Parterre und die Parketlogen sehen nichts von den Rängen. Man weiß an einer Stelle dieses Hauses nicht, ob es an der andern besetzt ist. Eine Uebersicht des Ganzen ist nur auf dem Proscenium und Podium möglich, so daß man, um zu wissen, ob das Haus besetzt war, die Schauspieler fragen

muß. Jedenfalls geht durch dieses Privatliche, das dem Hause aufgedrückt ist, zweierlei verloren. Einmal eine größere gesellschaftliche Annehmlichkeit. Da sich das ganze Publikum nicht beisammen sieht, da der Eine dem Auge des Andern entzogen ist, so fällt der Charakter einer geselligen Zusammenkunft, der so oft für eine schlechte Vorstellung Ersatz geben könnte, in diesem Theater gänzlich weg. Man kann Bruder und Schwester im Theater haben und sieht sie nicht. Das zweite Unangenehme dieser winkeligen Bauart ist, daß sich das Publikum nicht als solches bildet. Publikum heißt eine Masse, die sich ihrer Kraft ansichtig ist und das Bewußtsein einer Corporation dem Spiel gegenüber zu behaupten weiß. Wo man im Parterre nicht sehen kann, welche Mienen der zweite Rang macht, wo ein Besucher des Theaters nur immer auf den Rücken des Andern angewiesen ist, da kann auch keine Totalität des Urtheils statt finden; Jeder ist auf sich angewiesen und der Schauspieler bleibt ohne die richtige Würdigung seiner Leistung. Mir haben viele Schauspieler gesagt, daß Berlin kein Publikum mehr hat. Der Grund liegt darin, daß die Lokalität dieses Publikum verhindert, sich als solches kennen zu lernen und auszubilden.

— — Ich hätte so gern die vielbesprochene Amazonengruppe des Bildhauers Kiß gesehen. Doch das große Modell nimmt er jetzt schon zur Abformung auseinander und das kleinere soll nur einen unvollkommenen und so-

gar nachtheiligen Begriff von der Großartigkeit des Entwurfes geben. Man sagt, das durch Beiträge von Kunstfreunden gefertigte Werk soll als öffentliches Standbild in dem Dreieck zwischen der Schloßbrücke und der Bauakademie zu stehen kommen. Dieser Plan findet Gegner. Man findet die Anknüpfung eines solchen idealen Standbildes an die Volksvorstellungen ungenügend und hätte gewünscht, der geniale Künstler wäre in derselben Weise Verkörperer einer vaterländischen oder einer sonst unsern Begriffen naheliegenden Idee gewesen. Wer die Streitigkeiten verfolgt, ob Friedrich II. zopficht oder ideal darzustellen sei, der wird den Künstler glücklich schätzen, daß er Ausdauer genug besaß, einer *reinen* Schönheitsidee, wie dieser Kampf der Amazone ist, die glühendste Begeisterung seiner ersten Kraft zu widmen. Wenn man den Platz vor der Bauakademie für einen vaterländischen Helden aufbewahrt, so nehme man einen schattigen Platz des Thiergartens und baue einen Tempel, in den man das Standbild verpflanze! Ein Wachtposten halte die Zerstörungswuth der Berliner Gamins zurück! So würde man, wie im Wiener Augarten einen Theseustempel, so hier einen Amazonentempel haben. So wie Theseus in Wien, könnte die Amazonengruppe dann auch ein Stelldichein für Liebende sein. Dort im Thiergarten bliebe dem Kunstwerke seine ideale Bedeutung. Vor der Bauakademie würde die Volksdeutung aus der Amazone bald Borussia, aus dem Tiger Napoleon machen;

ja wer weiß, ob man nicht das Symbol der preußischen allgemeinen Landesbewaffnung darin wiederfände, daß selbst im äußersten Falle, wenn der Feind schon bei Schöneberg und Pankow wäre, die Frauen sich entschließen müßten, unter die Cavallerie zu gehen! An solchen und ähnlichen Vermittelungen der alten Welt mit der Gegenwart würd' es der Berliner Volkswitz nicht fehlen lassen.

— — Mancherlei kleines Bruchstückwerk von Theater-Erlebnissen hätt' ich noch nachträglich zu verzeichnen. Sophie Löwe als Gesandtin muß ich zu vergessen suchen. Es ist doch wahrlich ein zu unbedeutendes, unschönes Genre, in welchem die mir so liebe und werthe Künstlerin hier brillirt! Diese häßlichen Rouladen und endlosen Triller, nach welchen man immer befürchten muß, der Sängerin bleibt die Stimme aus, — nein, ich werde Sophie Löwe noch in einer würdigeren Partie sehen. Hier ist der Ton in lauter Spitzen- und Klöppelwerk zerbrochen, kein fester, durchgehender Faden mehr, nichts als aufgekräuseltes Tongeklingel und Conditorgebackenes. Bader wurde schon in meiner Kindheit genannt. Ich hätte nicht geglaubt, daß sein graziös-decentes Spiel und der immer zärtliche und weiche Tonansatz seiner Stimme noch so lebhaft auf mich wirken könnten.

— — Kleiner Familienball beim Banquier..... Viel ächte Bildung, weniger Geschick, sie geltend zu machen. Das Urtheil reif, aber nicht selbstständig. Viel Herzensgüte, wenn man dreist die Straße betritt, die über das

Conventionelle in das Innere der Menschen führt. Bei den jungen Damen viel Natürlichkeit, ohne die rechte Ahnung vom Leben. Die Moquerie nur Waffe, um innere Verlegenheit zu verbergen. Mehr Gutmüthigkeit und Schwärmerei, als verrathen wird oder Fremde geneigt sind, dem Berlinischen Charakter zuzumuthen. Sehr gutes Eis. — — Nun sah ich doch noch die Kiß'sche Amazone. Ein schönes Weib auf einem kraftschäumenden Pferde wirft den Speer auf einen Leopard, der sich vorn in die Brust des Pferdes eingekrallt hat. Das Leben, das in diesem Bilde waltet, ist sprechend; jede Bewegung, jede schwellende Muskel athmet Wahrheit. Die schönste Formengebung, die sich die Natur in Momenten unbewußter Leidenschaft und höchster Aufregung nur gestattet, ist vom Künstler in einem endlos das Auge fesselnden Ensemble wiedergegeben. Noch ausdrucksvoller als die etwas passive Geberde der Kriegerin ist die Todesangst im Kopfe des Pferdes. Die Besorgniß der Amazone ist durch das Bewußtsein geistiger Uebermacht göttlich gemildert, aber den Kopf des Pferdes möchte man ächt menschlich nennen. Gegen die hoheitsvolle Ruhe der Amazone und die in allen Sehnen zitternde Angst des gebäumten Rosses sticht die wilde, fletschende Gier des Leoparden sehr charakteristisch ab; man möchte den Leoparden für den Repräsentanten des rein Physischen, das Roß für das bangliche Gemüth, die Amazone für die imponirende Kraft des Geistes halten.

— — Der Kunstverein hat in der Akademie die von ihm angekauften und zur Verloosung bestimmten Bilder ausgestellt. Es sind meist nur Arbeiten aus Berlinischen Schulen. Wer kein Gemälde gewinnt, erhält einen wunderbar schön gezeichneten und in Kupfer gestochenen Abdruck der Loreley von Begas*). Ich gestehe, daß von den Gemälden mich wenig angezogen hat. Einige Landschaften und architektonische Gemälde werden den, der sie besitzt, erfreuen: noch mehr ein weibliches Brustbild den, der das Urbild besitzen könnte. Ein verwundeter Ritter gewährte einen Spitalanblick, eine Einfuhr verwundeter Krieger in ein Landstädtchen ebenfalls, obgleich etwas sehr Rührendes über diesem letzten Gemälde ausgebreitet liegt. Auf einem Gemälde, zwei Hände hoch, hat Kopisch einen Vesuvausbruch gemalt, eine Pinselei, die sehr stark an die illuminirten Kupfer in Kinderbüchern erinnert; etwas gelb, etwas roth, schwarz darüber, hinten blauer Nachthimmel, ein paar fliegende Steine in der Luft; wahrlich, solche Vesuvausbrüche kann man aus der Phantasie in den vier Wänden seines Zimmers auch malen und dabei ein loderndes Küchenfeuer zum Modell nehmen. Mehr als alles gefiel mir von Drake ein kleines Standbild: die Winzerin. Die schalk-

*) Begas sagte mir, die Kupferplatte hätte in Paris, unter der Hand dortiger Kupferdrucker, 2500 Exemplare gegeben; die letzten Exemplare in Paris wären ihm noch lieber, als die ersten, die in Berlin von der Platte genommen worden sind.

hafte, graziöse Erfindungsgabe dieses Künstlers war mir schon an seiner Schmetterlingsfängerin so erfreulich erschienen: diese Winzerin reiht sich ihrer Vorgängerin würdig an. In der Bewegung, welche sie mit der rechten Hand an ihrem Schuh vornimmt, spricht sich eine so negligeante, graziöse Sinnlichkeit, ein so artiges Belauschen des Volkslebens aus, daß ich mich von der kleinen Statue nicht trennen konnte. In dem Bronzeabguß tritt der eigenthümliche Reiz dieser Erfindung weit weniger ansprechend hervor, als in der fast durchscheinenden Weichheit des Marmors.

— Der französische Componist Adam, grade von Petersburg rückkehrend, erklärte Berlin für eine Zwischenstation zwischen Paris und Petersburg. Er sagte: „Ich will beim musikalischen Berlin meine Visitenkarte abgeben," und componirte auf Befehl des Königs ein mit Oper untermischtes Ballet, dessen Text ein gleichfalls grade hier anwesender Franzose, Colombey, geschrieben hat. Diese Mixtur ging unter dem Namen: die Hamadryaden, mit einem seltenen Aufwand glänzendster Scenerie hier über die Bretter; sprach aber nicht an. Man war mit der festen Absicht in's Theater gekommen, Herrn Adam durch Hervorruf zu ehren und den Parisern zu zeigen, daß die Deutschen noch immer nicht aufgehört haben, die Affen der Franzosen zu sein. Man war sehr verstimmt, als sich zu dieser neuen Probe unsrer nationellen Selbstständigkeit keine Gelegenheit zeigen wollte. Es

hätte mich geschmerzt, wenn man die Musik eines Componisten, der Berlin für eine Zwischenstation zwischen Paris und Petersburg hielt, in Gegenwart Mendelssohn's und Meyerbeer's applaudirt hätte. Mendelssohn saß in meiner Nähe und äußerte sich mit jener Heiterkeit (die an ihm, wie überhaupt am Genie das ächte Zeichen höhern Ursprungs ist) über den äußerlich sehr glänzenden Theaterabend mit liebenswürdiger Unbefangenheit. Meyerbeer, der gegenübersaß, würde einen zu lebhaften Applaus schon empfindlicher gefühlt haben, denn noch immer verweigert man seinen Hugonotten hartnäckig den Eingang auf die königl. Bühne. Was aber das Publikum versäumte, holte die Kritik nach. Die Blätter überschütteten Herrn Adam und Mr. de Colombey mit Lob. Man sah, wie einige dieser Herren sich durch die „Visitenkarten“ der beiden Franzosen geschmeichelt gefühlt hatten. Rellstab, der strenge musikalische Aristarch, Rellstab, der Vertheidiger des vierundzwanzigpfündigen klassischen Calibers, Rellstab, der Vergötterer Gluck's, Mozart's, Piccini's, Paesiello's, Händel's, Beethoven's, Weber's, — Rellstab, der einen Spontini nicht tief genug herabzusetzen weiß, lobte diesen Adam!

IX.

— — Erziehungsresultate! Endlich hab' ich sie gesehen, diese liebenswürdige kleine Bagatelle, in der Charlotte von Hagn wie eine Fee, so märchenhaft be-

strickend spielt. Das Stück an sich trägt fast den Charakter der Improvisation und fällt ohne das Spiel der Hagn in sich zusammen; doch bewährte Carl Blum in dem, was er dem Wesen dieser Künstlerin für sein Stück ablauschte, einen feinen psychologischen Blick. Er hat die drolligsten, flatterhaftesten Uebergänge in ihrem Wesen ergründet und wenn man diese Uebergänge auch für das Leben fürchten müßte, falls man Gatte, Vater, Bruder oder sonst Etwas bei Charlotte von Hagn vorstellte, für die Bühne sind sie voll Unterhaltung und schalkhaften Anreiz.

Ch. von Hagn hört es gern, wenn man ihr sagt, sie solle nicht mehr Rollen in diesem Genre spielen und sie selbst ruft zuweilen aus: „Was der Blum noch Alles aus mir macht!“ Charlotte von Hagn hat einen Hang zur Schwärmerei, über welchen man nie ins Klare kommen würde, wenn man darüber die Meinungen der Welt hören wollte. Die Einen lachen und sagen: Werden Sie, als vernünftiger Mensch, sich düpiren lassen? Andre stimmen bei und wissen lächerliche Gründe anzugeben. Ich glaube, die Karten, mit welchen man vor und hinter den Coulissen spielt, aus Erfahrung zu kennen und muß gestehen, daß Charlotte von Hagn ein Wesen ist, über welches die Welt um so unrichtiger urtheilen muß, als es selbst tiefer Blickenden verschlossen sein dürfte. Es liegt in ihrem Innern eine Fülle der interessantesten Gegensätze, denen allerdings die höhere gemüthliche Aus-

gleichung so lange fehlen wird, als ihr Beruf zur Schauspielerin mit jedem Tage neue Eindrücke, mit jeder Stunde neue Einwirkungen auf ihre menschlicheren Seiten bringt. Die Stellung, in der sie ist, zwingt sie, oft gegen ihre innersten Neigungen zu verfahren und der schöne Fond von Resignation, der in ihr liegt, muß natürlich so oft zurücktreten, als die mannichfachen Chancen ihrer Stellung auch ihre Leidenschaft, ihren Ehrgeiz, ihre weibliche Erregtheit und leichte Verletzbarkeit in Anspruch nehmen. Wär' es mit den Gesetzen der Discretion verträglich, so würd' ich mich anheischig machen, den innersten Kern dieses weiblichen Phänomens zu enthülsen; (auch im Geistigen giebt es ein Gelüst nach Experimenten, wie es hier Dieffenbach im Chirurgischen haben soll) ich begnüge mich nur zu bemerken, daß Charlotte von Hagn sich im nähern Umgang durch die sinnigste Reflexion und durch ein seltenes Talent, fremde Gedankenentwickelungen, wenn sie ihr auch im Uebrigen fern liegen, zu verfolgen, auszeichnet. In der Masse von vornehmen geselligen Beziehungen, denen sie besonders auf Urlaubsreisen sich hingeben muß und wo man nur geneigt ist, grade auf den Geist der Rollen hin, in denen sie vorzugsweise glänzt, sie im Umgang zu nehmen, hat sie sich einen schönen, fast männlichen Ernst, einen überwiegenden Hang zum Natürlichen, Offnen und Wahren erhalten. Sie spricht nicht viel, aber gewählt. Oft bricht aus ihrer versteckten und schlummernden Schalkhaftigkeit wie im Traum

ein witziger Einfall heraus, den man herzlich belachen muß. Sie ist der faden Schmeichelei fremd, sowohl der, mit welcher Schauspielerinnen von ihrem Genie überhäuft werden, als der, mit welcher manche sich besonders gegen Männer von Geist und Einfluß benehmen zu müssen glauben. Oft ist über ihre Art, sich zu geben, ein rührendes Dämmerlicht hingehaucht, das beinahe aus einem tiefen und beklommenen Gefühl der Vereinsamung zu kommen scheint. In ihren Briefen ist sie gewandt und reich an sinnigen Wendungen, die eine geübte Feder verrathen. Ich sagte ihr im Scherz: „Liebe Hagn, es ist jetzt hier Sitte, daß man seine Briefe, noch ehe man todt ist, vom Hofrath Dorow herausgeben läßt. Schreiben Sie doch auch einen geistreichen Brief über den Verfall der Kunst und lassen ihn im Druck erscheinen. Das würde Ihnen viel Relief geben." Sie antwortete in ihrer schalkhaften Weise und süddeutschen Mundart: „O bitte, bitte, schreiben Sie mir einen solchen Brief! Ich setze meinen Namen drunter und bilde mir was darauf ein." Wahrlich, sie hätte dies nicht nöthig, denn ihre Briefe sind voll klarer Anschauungen und im geübtesten Style geschrieben. Wenn sie in dem Tagebuch, das sie seit Jahren führt, aufrichtig ist, so würden Psychologen und Novellisten, wenn sie es zu lesen bekämen, großen Nutzen davon ziehen.

Von dem Zwiespalt zwischen Charlotte von Hagn und der Stich-Crelingerschen Familie mag die Intendanz und Regie manche Unannehmlichkeit haben, aber das Pub-

likum hat Vortheil davon. Es spornt beide Partheien zu erregterer Thätigkeit. Eine setzt den Erfolg der Einen auf den der Andern. Hatte Charlotte einen Triumph, so muß ihn Bertha auch haben. Eine Mutter mit zwei Töchtern gegen zwei Schwestern — der Streit ist oft komisch; aber er giebt ein pikantes Ensemble und vermehrt das Repertoir.

Diejenige, die am meisten bei dieser Rivalität leidet, ist Madame Crelinger. Diese berühmte Schauspielerin hat sich eine Frische und Jugendlichkeit erhalten, die ihr wohl noch erlaubte, namentlich im Lustspiel, in jüngeren Rollen mitzuwirken. Eine glühende Liebe aber zu ihren Kindern, in deren Wohl und Wehe sie ihre ganze Jugend noch einmal mit durchlebt, treibt sie, wenigstens diesen zuzuwenden, was nur irgend dem Fleiß und der Stellung des Fräuleins von Hagn abzuringen ist. Madame Crelinger ist mit ihrem ausgezeichneten Talent in einer schwierigen Lage. Die ältern Characterrollen sind im Besitz der Mad. Wolff, auch die Damen Werner, Valentini und Schröckh wollen beschäftigt sein: so bleiben ihr nur noch die Orsina, die Milford, Phädra, Iphigenie, einige Reste aus ihrer Liebhaberinepoche, Donna Diana, Eboli und jene Kaiserinnen-Mütter in den Raupachschen Hohenstaufen, die nicht mehr gegeben werden. Alte Ifflandsche Sachen sind nicht mehr auf dem Repertoir. Neue Rollen, die sie oft noch spielen könnte, fallen der Hagn oder ihrer Tochter Bertha zu, der sich die Mutter

mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit zu opfern scheint. Es that mir fast leid, daß Madame Crelinger die schneidend kalte Lady Macclesfield spielen sollte. Einer Frau, die in ihrer Kehle einen so vollen schönen Glockenton des Muttergefühls hat, mußt' es gewiß schwer werden, sich in die Stimmung dieser Rolle hineinzuversetzen.

Bertha Stich hat seit zwei Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Ihre Gestalt hat sich zu völliger Reife ausgebildet: der zarte Schnitt ihres Gesichtes, ein angenehmes Lächeln, schöne Augen, ein schlanker Wuchs und eine üppige dunkle Lockenfülle geben ihr ein äußeres Interesse, das ihren noch nicht ganz sichern künstlerischen Leistungen zu Hülfe kommen muß. Bescheidenen Sinnes und von gutmüthigster, von einer fast spielenden Heiterkeit beseelt arbeitet sie an ihrer allmäligen Vollendung und nimmt jeden Wink an, der sie auf ihre kleinen Mängel aufmerksam macht. In dem, was sie bis jetzt leistet, sieht man, was Fleiß, gute Schule, liebliche äußere Gestalt und ein innerer Drang nach dem Guten, geschürt von einem wirklichen Begeisterungsfeuer, vermögen. Da in der That etwas Excentrisches in der Spielweise des jungen Mädchens liegt, so hat die Mutter wohl Recht, wenn sie sagt: „Lieber zu viel, als zu wenig.“ Aber Bertha Stich wird sich dennoch mäßigen müssen. Die Pforte, aus der ihr Ton kommt, scheint schmal zu sein und so ist ihre Rede oft sehr ungleichmäßig anschwellend, oft verschwindet der Ton, oft tritt er zu grell heraus,

allzulange Absatzpausen stören den rhetorischen Genuß, den man an ihrem Vortrage haben möchte. Um es mit einem Worte zu sagen, es liegt zuweilen etwas Krampfhaftes in der schauspielerischen Weise des interessanten Mädchens. Ob Lustspielrollen, in denen sie schon viel Beweglichkeit und sogar Humor (wenn auch allzusehr mit Berliner Tinten) entwickelt, grade diesen Fehler beseitigen werden, bezweifle ich. Getragene Rollen, bei denen natürlich jede kalte Deklamation ausgeschlossen sein müßte, würden eher zu dem Ziele führen, daß Bertha Stich eine größere Gleichmäßigkeit des Vortrages und eine immer volltönende Beherrschung ihres Organs erreicht. Das Gerücht, als studiere Mad. Crelinger ihren Töchtern die Rollen mechanisch ein, ist böswillig und gänzlich ungegründet.

Clara Stich fand ich nur wenig beschäftigt. Wo sollen auch all die Rollen herkommen? Wenn es den beiden Schwestern Ernst um ihre Kunst ist, so müßte sich eine entschließen, an eine andre Bühne zu gehen. An diesen sparsamen Brocken, die aus Verlegenheit heute dieser, morgen jener zugeworfen werden (auch Hulda Erck, Pauline Werner und Auguste von Hagn wollen beschäftigt sein), kann sich kein Talent bilden. Dazu kommt, daß Clara Stich für das Sentimentale zu viel Kindlichkeit hat und die naiven Rollen — wie selten werden diese in einer Zeit, wo im Lustspiel das Element der Koketterie überwiegend vorherrscht! Das Vaudeville

ist vom königl. Theater ausgeschlossen. Was bleibt nun noch übrig? Clara Stich mit ihrem zarten, lieblichen Tone, mit der sinnigen Unschuld ihres Wesens, mit einem unverkennbaren Ehrgeiz, der in ihrer öfters gereizt scheinenden Art schlummert, muß unter den jetzigen Verhältnissen in Berlin verkommen und kann der Bühne nur erhalten werden, wenn sie ein Engagement nach auswärts annimmt. Um auch Clara Stich neben so viel Gutem, was man ihrer Begabung nachsagen muß, auf etwas, das sie ablegen soll, aufmerksam zu machen, so hüthe sie sich vor einem allzuzarten Tonansatz. Ihre Stimme verliert sich zuletzt ganz in die Empfindung, diese wird monoton und man hat Mühe, aus dem Schmerze die Worte, die ihn ausdrücken sollen, deutlich herauszuhören.

Dies sind die Elemente des großen Zwiespalts, der das königliche Theater in zwei feindliche Lager theilt. Als ich Charlotten von Hagn sagte, Madame Crelinger hätte geäußert: „Manchmal muß ich das Mädchen als Schauspielerin bewundern!" traten ihr Thränen in die Augen. Zweifler werden sagen: O der Comödianterei! und doch liegt dabei vielleicht etwas Tieferes und Edles zum Grunde.

X.

— — Franz Adam Löffler, ein alter Schulcamerad, besuchte mich. Ich hatte in Brans Minerva 1837 *)

*) Siehe „Götter, Helden, Don Quixote." S. 327 folg.

sein Buch über die Gesetzgebung der Presse beurtheilt und meine abweichenden Ansichten so schroff, wie es der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen ist, ausgesprochen. Er gab mir das Zeugniß, daß ich sein Buch wenigstens gelesen hätte. Es ist weit mit der Kritik gekommen, wenn Autoren sich glücklich fühlen, daß ihre Rezensenten wenigstens das Buch, das sie verurtheilen, gelesen haben! Dem Dr. Menzel passirte es kürzlich, daß er einen pietistischen Roman für sittenlos erklärte, weil er nur eine Stelle darin, die schlüpfrig war, gelesen hatte und nicht wußte, daß sie ein Citat sein sollte, welches der Vf. bekämpfte! Noch lächerlicher machte sich der Verleger des Buches, Herr Anton in Halle, der auf Dr. Menzels unsinnige und gewissenlose Verketzerung hin das Buch vernichten zu wollen erklärt und anzeigt, er hätte es gekauft, ohne den sittenlosen Inhalt desselben zu kennen. Sollte man eine solche Kette von Dummheiten im literarischen Verkehr für möglich halten!

Löfflers politische Ansichten neigen sehr stark nach jenem Systeme hin, für welches noch vor Kurzem der nun katholisch gewordene Joel Jacoby sich in Flugblättern und Zeitschriften als Narr und Don Quixote gebehrdete. Seinem Buch über die Gesetzgebung der Presse, welches Altenstein sehr begünstigt haben soll, fehlt noch der zweite Band. Ich glaube nicht, daß die schwierige Aufgabe, zwischen der Presse und der Oberaufsicht des Staates ein geregeltes Verhältniß herbeizuführen, durch diese Schrift

ihrer Lösung besonders nahe gebracht wird. Die Grundbedingung vorurtheilsfreier Lehren über Censur und Preßfreiheit ist Liebe zur Presse, und diese fehlt Herrn Löffler gänzlich. Er hat ein wüstes Bild von der Presse; ihre Ausnahmen macht er zur Regel. Er sieht in den Schreibenden zuviel „Gesindel,“ um mit enthaltsamer Ruhe über eine der wichtigsten Lebensfragen, wo durch das Schicksal, das den Schlechten trifft, auch der Bessere verletzt werden kann, zu urtheilen. Untersuchungen über die deutsche Preßverfassung hätten sich weniger über Preßfreiheit und Censur zu ergehen, als über einige andere Mißstände im Preßwesen, die weit drückender sind, als die letztere. Soll einmal die Presse zum Ressort der Polizei gehören, so dürfte sie darum doch nicht von höhern Gesichtspunkten außer Acht gelassen werden. Immer im Einzelnen hemmen und im Einzelnen beschränken ist weit nachtheiliger, als einen Theil der Preßfreiheit vielleicht ganz aufheben. Das Schädlichste und beinahe Gewissenlose ist die Behinderung der Presse vor ihrer Wirksamkeit. Ich höre, daß es in Berlin fast ganz unmöglich sein soll, die Erlaubniß zur Herausgabe politischer oder literärischer Zeitschriften zu erwirken. Die Gründe, welche die Behörden dafür anführen, sind vielleicht nicht unwesentlich, aber schwerlich stärker, als das Recht der freien Geistesthätigkeit, das einem wissenschaftlich gebildeten Literaten um so weniger zu verkümmern ist, als vielleicht für ihn die freie Benutzung desselben zur Existenzfrage wurde. Dem Staate steht das Recht der Be-

strafung für Unbill und Verletzungen positiver Vorschriften zu: allein jedes Vorgreifen, jedes Behindern der Literatur, noch ehe sie da ist, wird eine Grausamkeit, die hundert Menschenrechte verletzt, ohne es vielleicht zu wollen und in dieser schmerzhaften Wirkung za ahnen. Was in Frankfurt, Hamburg, Leipzig, Stuttgart, Wien möglich ist, nämlich: Journale zu stiften, warum soll es in Berlin verboten sein? Wir wollen das hier nicht! Warum denn nicht? Wir wollen's nicht! Dann freilich muß man schweigen.

Man sagte mir und ich find' es in hiesigen Blättern bestätigt, daß die Censur gegenwärtig mit viel Milde ausgeübt wird. O es ist nicht Milde, was man am meisten von der Censur wünschen muß! Einsicht, Einsicht — wie wenig einsichtige Censoren giebt es! Wie wenig Männer, die nicht vor jedem lebhafteren Colorit eines Artikels, vor jeder grelleren Ausmalung einer Thatsache erschrecken! Ein milder Censor kann immer noch ein ängstlicher sein und nichts ist empörender, als ein Censor, der aus Furcht vor einem Verweise seines Vorgesetzten in zweifelhaften Fällen lieber das Sichere für das Ungewisse nimmt und sich aus allen Schwierigkeiten durch einen einzigen langen Federstrich hilft! Ich habe seit den neun Jahren, wo ich mich für Eignes und Fremdes in der Literatur mit näherer Betheiligung interessire, entsetzliche Beispiele dieser Willkür ängstlicher und besorgter Männer erlebt. Verletzungen der Art mögen für jeden Andern, der im bürgerlichen Leben

auch ohne literarische Thätigkeit seine feste Einwurzelung hat, minder drückend sein; für Buchhändler, Schriftsteller ex professo, (oder will man im Jahre 1840 noch läugnen, daß es auch Schriftsteller ex professo geben dürfe?) sind es immer Schläge, die fast an's Leben gehen. Censoren müssen einsichtsvolle Beamte sein, ohne Vorurtheile, heitere, lebensfrohe Menschen, die keine unruhige Träume haben, Leute ohne hypochondrische Anlage; Censoren müssen Beamte sein, die die Censur als onus treiben, deren Beförderung ganz unabhängig von ihren rothen und blauen Federstrichen ist und denen, wenn sie den Anforderungen des Censurcollegiums nicht entsprechen, durch ihre sonstigen Talente und Ansprüche die Rückkehr in ihre frühere juristische oder administrative Carrière unbenommen und die Beförderung in ihr ungeschmälert bleibt.

Bei all der Intoleranz und dem Haß, den Löffler gegen die „Schreiberei" hegt, enthält sein Werk doch manchen Wink, der, in's Leben gerufen, der Presse außerordentlich heilsam wäre. Um diese ganze Materie zu prüfen und Preßgesetze zu entwerfen, bedarf es eines Mannes, der mit der weitumfassenden wissenschaftlichen Totalübersicht eines Alexanders von Humboldt die technische Kenntniß des Buchhandels und des äußern Schriftwesens, wie Hitzig sie besitzt, verbände, eines Mannes, der, wenn doch einmal das staatliche Interesse mit einseitiger Rücksicht dabei im Auge behalten werden sollte, der Literatur nicht mehr vergäbe, als z. B. Herr von Rehfues thun würde, der sich

als Staatsmann doch noch immer das individuelle Interesse des Schriftstellers, als etwas, das er durchfühlen und mitempfinden kann, so schön zu erhalten wußte. Bureaumenschen jedoch und gelehrten Kleinkrämern dürfte der Entwurf und die Berathung eines Preßgesetzes am allerwenigsten überlassen werden.

Bei Hitzig traf ich wirklich eine seltene Kenntniß des Buchwesens in seinen äußern Bedingungen und Lebensfragen an. Er ist eine wahre Spezialität in diesem Fache. Er überraschte mich durch einige buchhändlerische Dilemmen, die er mit vielem Scharfsinn löste und bestätigte mir durch Anführung einiger juristischen Erlasse über Verlagrechtsfragen auf's Neue, daß den gewöhnlichen Juristen nichts so verschlossen ist, als das Feld des geistigen Eigenthums, auf welchem sie mit einer Oberflächlichkeit sich bewegen, die unverantwortlich ist. Hitzig bildet mit einigen unterrichteten Buchhändlern (Duncker, Dümmler, Dr. Veit, Parthey u. s. w.) einen Sachverständigen-Verein, dem die Behörden sehr oft zweifelhafte Preßpolizeifälle zur Begutachtung vorlegen.

XI.

— — Freund D......ff hatte einige Künstler eingeladen. Drake zeigte uns sein Basrelief: Goethe, wie er im Arm eines römischen Mädchens Hexameter scandirt. Er zeigte uns seine erste und spätere Auffassung. Jene war sinnlicher gedacht, der Knabe zur Linken zündete eben

die Fackel der Liebe an, noch hielt das schöne Weib den Dichter umschlungen. Für die Plastik machte sich an dieser ersten Auffassung Einiges schöner; für die Idee und die Würde des Dichters ist aber die zweite erhabener. Hier ist der sinnliche Moment vorüber. Aus der überwachten Situation mit dem eingeschlummerten Mädchen, aus dem Tribut an die irdische Natur hebt sich der Dichter mit geistiger Weihe, das Auge aus der stillen Umgebung des genossenen Momentes hinüber sendend in das Land der Dichtung und das schöne weiche Fleisch nur noch als fast gedankenlose Anregung zur Formengebung seiner Begeisterung benutzend. Es zog mich an Drake an, daß er sich, wie jeder wahre Künstler, ein fast naives Bewußtsein über sein sinniges Bild erhalten und fast instinktmäßig alles das in seine Schöpfung hineingelegt zu haben schien, was der Genießende daraus mit soviel Anregung der ergänzenden Verstandeskräfte herausnehmen konnte.

— — Er erkannte Ihren Freund sogleich wieder, der gute, alte Geheimrath F. Ich traf ihn in seinem Garten, wo eben der Hollunder die grünen Gänge zierte und aus jedem Strauch, aus jedem Beete die grünen Keime mit Frühlingssehnsucht hervorbrachen. Ich kam voll von weltlichen Erfahrungen und mattgeredet von politischen Räsonnements, die ich bei N.s anhören mußte, ganz in der vollen Strömung der Ereignisse und hoffte, hier über Kirche und Staat, Rhein und Posen, Ein- und Ausfuhr recht in ein Arsenal von Thatsachen und Aufklärungen

zu treten. Statt dessen, sah' ich, hat F. in seinem Gartenpavillon einen kleinen Tauchnitz'schen Horaz in der Hand, Schellers Lexikon neben sich und liest Beatus ille, qui procul negotiis! Es lag etwas Rührendes in diesem Contrast dessen, was ich erwartete, und dessen, was ich traf. Ein bedeutender Staatsmann, vor dessen Hause eben der Aktenwagen hielt, ein Beamter, den man gewohnt ist, über die complizirtesten Fragen der innern Gesetzgebung reden zu hören und dessen Kenntnisse über Jedes, was im Lande nur irgend sich besteuern läßt, außerordentlich gesucht sind — ich treff' ihn, wie er eben eine Ode des Horaz liest und für jedes ihm entschwundne Wort in seinem alten Scheller Hülfe sucht! Wohl ihm, der sich eine solche Jünglingsfrische für sein Alter zu bewahren weiß und dem noch das Herz jubelt, wenn es ihm gelingt, schnell in einem alten sinnigen Dichterspruche auszudrücken, wofür man in gewöhnlicher Diktion eine Masse leerer Bezeichnungen verbraucht. Es ist so schön, wenn man sich im Gewühl der Alltäglichkeit das Menschliche bewahren kann.

— — Als König Philipp im Schiller'schen Don Carlos war Seydelmann sehr tüchtig. Er hatte das Karrikirte, welches in Schiller's ursprünglicher Zeichnung zu liegen scheint, sehr gemildert und einen Guß in den Charakter gebracht, der ihm eine größere Einheit in der Darstellung giebt, als ihn Philipp auf dem Papiere hat. Das häufige Ueberspringen der Gefühlsstimmungen in dieser Rolle

gelang dem Künstler besser, als ich es sonst in einer Rolle desselben (mit Ausnahme des Steele in meinem Savage) gefunden habe. So oft der König nur auftrat, war er siegreich. Der Monolog in der Nacht war sehr gut ausgearbeitet und nur in der Scene mit Alba und Domingo hätt' ich bei der Stelle, wo Alba sich anheischig macht, die Untreue der Königin zu beweisen, einen ganz neuen, excentrischen Impuls in der Gemüthsstimmung gewünscht, die den König durchfiebert. Es ist keine Frage, daß Philipp eine von Seydelmanns besten Rollen ist und ihm überall Bewunderer erwerben muß. — Herr Grua hat für Don Carlos nicht mehr Jugendlichkeit genug; Herr Devrient besitzt die Gestalt und die sonore Organsfülle nicht, die ich mir mit dem Posa verbunden denke. Mad. Crelinger war als Eboli sehr durchdacht und in ihrer Wirkung an den Glanzstellen der Rolle zuweilen hinreißend. Die ganze Vorstellung hatte etwas Imponirendes, obgleich die Besetzung einiger Rollen, die nicht zu den Nebenrollen gehörten, manches zu wünschen übrig ließ.

Ich kann nicht umhin, hier auf einen Mißstand aufmerksam zu machen, dem sich vielleicht in Zukunft zum Vortheil des rezitirenden Dramas in Berlin abhelfen ließe. Wenn im königl. Schauspielhause der Vorhang fällt, so währt es eine Weile, bis die Musik spielt. Endlich beginnt sie, spielt einen Conzertsatz (meist allerdings mit mehr Präzision, als auf andern Bühnen, wo die

Zwischenaktsmusiken ganz erbärmlich ausgeführt werden), hört aber mit der Schlußfigur auf und läßt bis zum Beginn eines neuen Aktes nicht selten außerordentlich lange Pausen offen. Man kann aber überzeugt sein, daß ein solches Verfahren dem Autor und Schauspieler gleich schädlich ist. Die Musik in den Zwischenakten soll nicht zur bloßen Unterhaltung da sein, sondern sie soll die Illusion des vorgeführten Dramas vermehren helfen. Jeder Theaterdirektor weiß, daß man ein neues Stück bei seiner ersten Aufführung durch allzulange Zwischenakte scheitern machen kann. Die lange Pause zerstreut das Publikum, reißt es aus der Illusion, fordert zum allzulebhaften Austausch kritischer Urtheile heraus. Wie manches Stück ist das Opfer des allzulangen Umkleidens der ersten Liebhaberin geworden! Um nun die üble Wirkung solcher Mißstände und überhaupt Möglichkeiten dieser Art ganz zu umgehen, giebt es nur das eine Mittel, daß die Musik den ganzen Zwischenakt ausfüllt. Sie muß mit dem Fallen des Vorhanges beginnen und erst wieder aufhören, wenn er zum neuen Akte in die Höhe geht. Ich erkundigte mich, ob es denn nicht möglich wäre, diese Veranstaltung zu treffen? Man sagte: Nein! Warum nicht? Weil Spontini über jeden Geigenstrich im Theater zu gebieten hat und es nicht möglich wäre, ihn zu einer Aenderung dieser bisherigen Unsitte zu bewegen. Hat er Gründe? Ja. Erstens bekämen die Instrumentisten eine so geringe Gage, daß man ihnen nicht zu viel zumuthen dürfe;

zweitens wollen sie ihre Musikstücke im Zusammenhang spielen und sich nicht durch die Klingel des Souffleurs unterbrechen lassen. Der erste Grund ist leer; denn da die Herren einmal im Theater sind, so wird's ihnen wenig verschlagen, ob sie fleißig spielen oder sich in Gesprächen unterhalten, um so mehr, da meistens junge Remplacanten für die eigentlich engagirten Kammermusiker zu spielen pflegen. Der zweite ist noch leerer, denn im Schauspiel kommt es nur auf das Drama, nicht auf die Musik als solche an. Sie muß sich jenem unterordnen und auf eigene Geltung verzichten. Auf fast allen Theatern ist es Sitte, daß mit der Klingel des Souffleurs der Vorgeiger abbricht, und wär' es auch mitten in einer Cadenz. Man halte diese Bitte um Abhülfe nicht für kleinlich! Wer für das Theater schreibt, (Blum, E. Devrient, Raupach müssen es bestätigen) weiß, wie schädlich den Stücken die gedrückte Stille der Zwischenakte ist und wie vortheilhaft es für die heitere Stimmung und Erregtheit der Zuschauer wirkt, wenn die ganze Zeit zwischen dem Fallen und Aufgehen des Vorhangs mit einer anregenden, heiterbelebenden Musik ausgefüllt wird. Des Verdeckens einer widerwärtig langen Umkleidung gar nicht zu gedenken! Sollte sich Maestro Spontini, le grand maitre de la Chapelle, nicht erweichen lassen?

XII.

— — Von dem großen Diner bei Schlesinger hat man schon in allen Blättern gelesen. Solche Massen von Ruhm

kann man nur in Paris, London und Berlin zusammenhaben. Man wird sich in Cirkeln dieser Art nicht einander vorgestellt, sondern kann Gefahr laufen, sich über eine wissenschaftliche Richtung mißfällig zu äußern, deren vorzüglichster Repräsentant Einem grade gegenüber sitzt. Man sah hier bei Schlesinger den Componisten des Postillons von Lonjumeau, Herrn Adam, der ein beinahe deutsches Gesicht hat und wenig von dem blitzend Interessanten eines Franzosen verrieth. Ein belgischer Arzt, Dr. Philipp, hatte soeben vom König die goldene Medaille für sein Werk über Dieffenbach's Chirurgie erhalten. Hofrath M. vom statistischen Büreau führte mich in alte Sprachreinigungsstudien zurück: er bewies mir, daß allein in der deutschen Kriegssprache ein noch unerschöpfter Born neuer Wortbereicherungen für uns läge. Tapfer und altdeutsch in seinem Wesen, stieß er nur auf Gutes und Braves an. Vom Assessor W. erwartet man eine politische Brochüre. Carl Blum erzählte von einem neuen Lustspiele, nach einer englischen Anekdote, worin Seydelmann eine Glanzrolle haben sollte. Von seinem Doctor Reckum sagte er, dieser wäre ihm über den Kopf gewachsen. Man hätte, durch den Namen verführt, mehr in dem Charakter gesucht, als er hineinzulegen dachte und wäre ohnedies von Rücksichten gebunden gewesen, die ihm eine gründlichere Erschöpfung des Muckerthums für seine „Schwärmerei nach der Mode" verboten hätten. Felix Mendelssohn und Meyerbeer — beide so verschieden in ihrer

musikalischen Art — saßen zusammen und erinnerten sich aus alter Zeit, wie gern sie beide in London Mehlspeisen gegessen hätten! Von Musik sprachen sie nicht, sondern von Mehlspeisen. Mendelssohn sucht einen Operntext, Meyerbeer ein besseres Klima für seine Gesundheit. Von seinen Tantiemen in Frankreich machte mir Meyerbeer tantalische Schilderungen. Ein armer deutscher Autor, der für ein überall gegebenes Stück noch keine 1000 Thaler binnen zwei Jahren erntet, hört mit gesperrtem Munde, daß Scribe, ohne neue Dramen zu schreiben, lediglich vom Ertrage der alten jährlich eine Rente von 40,000 Franken bezieht! Damen, die sich an den Liedern von Truhn, Kücken und Banck ergötzen, würd' ich manches über die äußere Art dieser Männer erzählen, wenn nicht die Porträtmalerei in der Literatur zu verrufen wäre. Der berühmte Maler Begas ist ein Rheinländer, mit der ganzen Agilität seiner Landsleute begabt, ein Redner, der nie ruht und den ein inneres Feuer zu verzehren droht. Er spricht mit Geist über seine Kunst und ist kein Diplomat, wenn man ihn über die Leistungen Anderer befrägt. Er ist jetzt mit einem großen kirchlichen Gemälde beschäftigt.

— Auf die stereotype Frage: Warum bleiben Sie nicht bei uns? bracht' ich mit der Zeit wohl einige Dutzend Antworten heraus. Und doch muß man gestehen, bietet Berlin demjenigen sehr viel Fesselndes dar, der sich einer sichern Anknüpfung an öffentliche Thatsachen daselbst zu

erfreuen hat. Ohne Zweck und Ziel kann man in Berlin vor Langerweile vergehen. Wer aber entweder einen Wirkungskreis ausfüllt oder sonst einen Plan verfolgt, dem werden die angenehmen Seiten des hiesigen Aufenthalts sehr lockend entgegentreten. Das helle Aeußere Berlins zeichnet die Stadt vor vielen andern aus. Die freien, geräumigen, sonnenhellen Straßen, die bequem gelegenen Häuser mit den freundlichsten Wohnungen sind schon ein Vorsprung, den andere Städte nicht so leicht nachholen. Für die Geselligkeit ist ein Bedürfniß vorhanden, das z. B. in Hamburg und Frankfurt, wo sich die Familien im wechselseitigen Abschluß doch ganz behaglich fühlen, fehlt. Man ist in Berlin auf Umgang angewiesen und trachtet nach Annäherungen. Durch wechselseitiges Ueberbieten in Gastereien werden diese nicht erschwert. Man verschmäht die lächerliche Eitelkeit, bei einer jährlichen Abfütterung sein Silber und Gold zu zeigen. Der materielle Mensch macht weniger Ansprüche, als irgendwo und wo kann dem geistigen wohl eine reichere Kost geboten werden? Das Streben nach Bildung ist allgemein, Verdienst in irgend einem geistigen Bereiche wird hochgeehrt und man geizt nach dem Umgange mit dem, was irgend nur über das allgemeine Niveau hervorragt. Das ganze gesellige Leben Berlins ist auf *Mittelstand* gebaut, denn er ist der überwiegend vorherrschende. Das Durchschnittliche der Tagesordnung erleichtert sehr die Anknüpfungen, denn man kann es fast überall voraus-

setzen. Man lebt nicht abgeschlossen in seinem Hause, sondern verläßt es ohne die Besorgniß, durch einen flüchtigen Besuch eines anständigen Vergnügungsortes etwas von seiner Würde zu verlieren. Für dasselbe Geld, womit man in Hamburg, Frankfurt, Leipzig und andern reichen Städten doch immer nur ein gedrückter Mensch ist, kann man sich in Berlin ein angenehmes Dasein schaffen und sich in aller Unschuld auf seine Art, das Leben zu genießen, etwas einbilden. Freilich einige Störungen giebt es, die den Horizont trüben; doch sind sie dem Berliner, der in ihnen auferzogen ist, weniger lästig, als dem Ausländer, der sich schwer an sie gewöhnt.

XIII.

— — Warum wollen Sie durchaus etwas von der Berliner Literatur hören? Lassen Sie diesen Kelch an mir vorübergehen! Sie wissen, daß in Berlin Alles, was dort die Feder führt, mir mehr oder weniger Feind ist; Sie wissen, daß ich längst, um einen Trost zu haben, mit Carlos im Clavigo denke: „Und wirst du nicht beneidet, so bist du auch nicht glücklich.“

Das Unglücklichste am Menschen ist der Wahn. Denn der Wahn läßt sich nicht bekämpfen, ja er erscheint nicht selten in dem Glanzlicht heiliger Ueberzeugung, wo er doch nur eine innere optische Täuschung des Geistes ist. So werden hier in Berlin manche der besten Köpfe von einem Wahne geblendet. Sie glauben sich des Guten

bewußt und ahnen nicht, daß sie nur von eingebildeten Phantomen umgeben sind. Wenn ich sie sehe, so faßt mich ein tiefes Mitleid und ich kann ihnen, selbst bei ihrem Hasse, nicht gram sein. Ich fühle dann, wie glücklich der ist, der die Tugend der Selbstentäußerung kennt. Fühlten sie nur einen Augenblick, daß wir mit allen unsern Einbildungen arm und schwach sind, sie würden neue Menschen werden.

Die Sprödigkeit der Regierung, selbst studirten und talentvollen Köpfen die Begründung von Zeitschriften zu gestatten, hat das Uebel nach sich gezogen, daß viele der hiesigen Schriftsteller sich auf meistens sehr geschwätzige Berichte in auswärtige Blätter verlegten. Dinge, die man in hiesigen Organen, mit weit mehr Mäßigung besprechen würde, kann man in Leipziger Blättern immer gewiß sein, sehr gehässig dargestellt zu finden. Durch dieses Anpochen bei fremden Zeitschriften vergiebt sich der hiesige Literat viel von der Anhänglichkeit, die er unter allen Umständen gegen das Heimathliche haben würde und verfällt in Moquerie bei Veranlassungen, wo kaum ein Grund dafür vorhanden scheint. Würdevolle Gediegenheit, mit welcher man früher in Berlin Ansichten und Zustände erörterte, geht verloren und ein malkontentes gehässiges Wesen wird in Köpfen genährt, die von Natur geboren scheinen, kein Wasser zu trüben.

XIV.

— — Es ist erstaunlich, wie wenig Zeit Alexander von Humboldt braucht, um etwas Geistvolles zu sagen; noch erstaunlicher, wie leicht er von einigen Aperçüs über die kaukasische Menschenraçe zu einigen Winken über das Princip des Aristoteles von der Tragödie übergeht. Er klagte, daß bei den Berliner Gelehrten universelle Bildung und allgemeine Humanität (im Herder'schen Sinne) immer seltener würden; man hätte außerordentlich gründliche Forscher, aber wenige verstünden, über ihr Gebiet hinaus, sich für Andres auch nur einmal empfänglich zu zeigen. Er nannte meinen alten Lehrer, den wackern A. Boeckh, als eine der wenigen rühmlichen Ausnahmen.

—Die Ernst'sche Theaterschule! Die Anstalt hat mich weniger in dem, was sie leistet, als was sie leisten könnte, viel beschäftigte Eduard Devrient kam mit mir darin überein, daß es unverantwortlich ist, die Selbst-Rekrutirung des deutschen Schauspiels ferner noch dem blinden Ungefähr zu überlassen und in einer Zeit, wo der tüchtigen Kräfte, die die Bühne heben und halten könnten, immer weniger werden, nicht endlich auf Erziehung und systematische Bildung von Schauspielern bedacht zu sein. Frankreich hat seine theatralische Akademie. In England ist der Unterricht, in Italien der Volksgeist auf rhetorische Vorbildung gebaut. Nur bei uns, die wir zum Schauspieler in unserm Nationalcharakter so gut, wie gar keine Prädestination haben, nur bei

uns überläßt man es dem Zufall, daß Schauspieler gezeitigt werden. Unsre Schulen haben nicht einen Unterrichtszweig, der einem künftigen Schauspieler eine Vorbildung geben könnte; denn das, was man in unsern Schulen Deklamationsübung nennt, wird man doch wohl nicht dafür halten? Unsre jetzigen Schauspieler gehörten früher meist dem Handelsstande an, wenige erhielten eine bis in höhere Klassen hinaufgeführte Schulbildung. Ein hübsches Bein, eine schlanke Taille, gute Brust und die Theatersucht pflegen meist den Beruf des Anfängers zu erhärten. Ist das Glück gut, so spielt sich der Anfänger herauf, kommt von kleinen Bühnen zu größern, bleibt aber nur Routinier und kann als solcher zuletzt eine lebenslängliche Anstellung an einem Hoftheater als Ziel seiner Wünsche wohl erreichen. Ist nun aber das Glück nicht günstig — wie dann? Wie, wenn man endlich so weit gekommen ist, wie wir es jetzt in der That sind, daß wir hundert erträgliche Schauspieler sehen, ohne ein einziges Talent zu entdecken! Man möchte oft seinen Augen nicht trauen, wenn man jetzt liest, daß Schauspieler, die vor drei Jahren in Husum ausgelacht wurden, am Hoftheater in Burtehude angestellt sind. Sie sind dieselben geblieben, haben allerdings mehr Routine bekommen, aber was sie allein engagirte, ist der schreckliche Mangel an Schauspielern, die nur einigermaaßen mit Armen und Beinen, Brust und Stimme etwas vorstellen. Ebenso ist es mit den Weibern. Junge Mädchen mit etwas

Larve laufen auf die Bühne, ohne Geschriebenes recht lesen zu können und wenn sie auch etwas französisch parlirten, so fehlt ihnen doch in einem entsetzlichen Grade wieder das innere quecksilberne Prinzip, die Unruhe des Talents, der unwiderstehliche Drang nach etwas Reellerem, als der leere Beifall. Applaus wollen sie alle, aber wenige wissen sich Rechenschaft zu geben, wodurch sie ihn verdienen, noch weniger, wie er ihnen nie entgehen könnte. Dann kommt die Kabale, die käufliche Journalistik, das Lügenwesen der Theatercorrespondenzen und wir sehen Individuen für Künstler gelten, die nicht einmal das Handwerksmäßige in ihrem Beruf erlernt haben. Und da es mit den Aussichten für unsre Bühne immer schlechter, da immer frecher und gewissenloser in den Blättern gelogen wird, so ist es wahrlich Zeit, daß man daran denkt, der drohenden Sündfluth einen Damm zu bauen. Dieser müßte die Begründung einer Theaterakademie im größten Style sein und Ed. Devrient hat Recht, wenn er Berlin für den passendsten Ort dazu erklärt.

Die Schauspielkunst gehört den bildenden Künsten an und noch ist kein Maler da gewesen, der nicht Zeichnen gelernt hätte. Correggio besuchte allerdings keine Akademie, aber er hatte, ehe er Bilder malte, Töpfe gemalt. Unsre Schauspieler bilden sich ein, ihr Genie würde sie über Alles, was gemeine Menschen zu ihrer Ausbildung thun müssen, hinwegheben. Sie werden sich gegen eine Theaterschule immer mit der Bemerkung wappnen, daß

sie sagen: Schauspielertalent kann man sich nie durch Unterricht geben. Wer sagt, daß in eine Anstalt der Art junge Männer und Mädchen aufgenommen werden sollen, die nicht schon eine erste Talentprobe zu bestehen hatten? In einer Anstalt dieser Art müßt' es so streng genommen werden, wie im hiesigen königl. Gewerbinstitut. Wer nicht von Jahr zu Jahr glänzende Fortschritte macht, wird expurirt. Fleiß, sittsames Betragen, achtbare Mittelmäßigkeit werden nicht anerkannt; man will nur Außerordentliches und bringt es dann auch wirklich dazu, daß aus der ersten Klasse des Gewerbinstitutes nur die ausgezeichnetsten Köpfe in's praktische Leben treten.

XV.

— — Ich komme noch einmal auf die Theaterschule zurück; denn auch Seydelmann wurde in einem Gespräche sehr lebhaft davon angeregt. In Stuttgart hatte er die Uebungen einer Deklamationsschule zu leiten, die für das dortige Theater die Anfänger weiter heranbilden sollte. Seydelmann sagte: „Eine Theater-Akademie wäre vorzugsweis in Berlin an ihrem Platze, doch könnte auch in Wien eine bestehen. Der Zudrang junger Leute zum Theater ist hier in Berlin außerordentlich und nicht immer sind sie talentlos. Eine strenge Prüfung müßte über die Aufnahme entscheiden. Die Lehranstalt müßte eine Dependenz des Hoftheaters sein und durch ein eignes, ihr gewidmetes königliches Gebäude schon eine äußere Geltung

ansprechen. Die praktischen Uebungen könnten von einigen Hofschauspielern geleitet werden, doch müßten sie immer auf einem eigens dazu eingerichteten kleinen Theater Statt finden, damit früh das Bewußtsein der Nähe eines Publikums ausgebildet und schon ein Theil vom Lampenfieber überwunden wird."

Im Allgemeinen wird die Hauptsache bei einer solchen Anstalt weder durch Sprachunterricht, noch durch Mimik und Plastik, noch durch praktische Uebungen in der Art, daß man kleine Stücke aufführt, vollkommen erreicht. Es kann diese Methode, selbst wenn hübsche Mittel und Gelehrigkeit hinzukämen, doch noch immer keine bedeutenden Resultate abwerfen. Es müßte zur richtigen Lösung der Aufgabe noch Mancherlei hinzukommen, dessen Erörterung ich mir vorbehalten will, wenn Ed. Devrient die Frage öffentlich anregt. Dieser sprach vorläufig sehr wahr über eine veränderte Methode in der Anleitung zum Deklamiren und Seydelmann über den Vortrag der Geschichte mit besonderen Winken für den Schauspieler, der sich aus ihr noch etwas Anderes entlehnen muß, als der Gelehrte.

——In einem Mittagsconzert, das durch ein lärmendes Militärorchester in der Singakademie veranstaltet wurde, sang der Komiker Schneider ein märkisches Volkslied aus alter Zeit, das sich noch bis jetzt im Munde der Ammen, Kinderwärterinnen und guten Mütter erhalten hat. Das Seelenvolle dieses schmucklosen mehr komischen als ernsten

Liedes rührte zu Thränen. Welche Schätze birgt das Gemüth des deutschen Volkes! Ganze Colonnen Donizettischer Notensätze wiegen mir nicht einen einzigen Takt aus den rührenden Klängen dieses Volksliedes auf.

— — Altenstein gestorben! — Wenn eine Todeskunde mit solcher Bestürzung aufgenommen wird, wie man sie über diese auf allen Mienen abgeprägt findet, so ist es ein Zeichen, daß man mit dem Tode des Menschen auch den Tod einer Thatsache fürchtet. Wenn man so begierig über den Nachfolger forscht, wie es in diesem Fall geschieht, so sieht man wohl, daß man einen Gedanken in Gefahr glaubt und sich weniger um eine Individualität als um die Ideen Kummer macht.

An Altenstein hatte man immer das günstige Vorurtheil, daß seine Bildungsperiode zum Staatsmann einer Zeit angehört, wo der wissenschaftliche Gedanke eine höhere Geltung besaß, als die gleichzeitigen politischen und historischen Zustände. Damals, als dem preußischen Staate und dem deutschen Volke im Zustande ihrer tiefsten Erniedrigung nur noch die letzliche Hoffnung blieb, daß das Unglück nur vielleicht den alten Sauerteig des vorigen Jahrhunderts dürfte ausgefegt haben und eine geistige und sittliche Wiedergeburt des Vaterlandes wohl die Willkür und den Uebermuth der Fremdherrschaft brechen könnte, damals hatte sich der Staatsmänner ein ideeller Aufschwung bemächtigt, der sie weit über das gewöhnliche Niveau der sonstigen politischen Alltagsbildung empor-

trug. Altenstein war einer von den Männern, die dem Gedanken ein ursprüngliches Recht einräumten und eher geneigt sind, das öffentliche Gesetz unter die Herrschaft der Ideen, als diese unter die Herrschaft des erstern zu bringen. Diesen Muth verdankte Altenstein der Zeit, wo er zum ersten Male mit öffentlichen Aufträgen betraut wurde.

Wie sind unsre Staatsmänner von heute so anders geworden! Ihre Jugend fiel meist in jene Zeiten der Verstimmung und politischen Unbehaglichkeit, wo man nach dem Sturze Napoleons von der Schwärmerei der Jugend und dem Fanatismus einiger ihrer Lehrer die Existenz der Staaten bedroht glaubte. Die ersten politischen Eindrücke, die sie empfingen, waren für die Ausbildung einer freien, unumwölkten Beurtheilung der Menschen und Dinge höchst unvortheilhaft. Die jungen Adligen (denn solche sind es meist) sahen auf der Universität, wo sie studierten, einem phantastischen Treiben der damaligen Jugend zu, standen, wenn sie sich Landsmannschaften anschlossen, in einem feindseligen Gegensatze gegen die überwiegende Mehrzahl der Commilitonen und trafen bei ihrem Eintritt in die Staatscarrière nicht selten sogleich die Verpflichtung an, richterlich und polizeilich gegen eine Bewegung zu verfahren, die allerdings die Staatsgewalt mit Besorgnissen erfüllen mußte. Ein großer Theil von Staatsmännern, die ihre erste politische Bildung aus jener unglücklichen Zeit herschreiben, haben den dualistischen Gesichtspunkt, aus welchem sie das ganze Staatsgebiet

überschauen, nicht wieder loswerden können. Sie sehen nur Gehorchende und Aufsätzige, sie sehen nur Stabilität und Revolution. An jeder Neuerung, mag sie in sittlichen, wissenschaftlichen, erwerblichen oder sonstigen Bereichen vorkommen, springt ihnen zuerst das Polizeiliche entgegen, und der allerdings immer fortgährende Geist der Unruhe, der aber so alt, wie die Welt ist, giebt ihnen unaufhörlich neue Handhaben für ihren politischen Standpunkt, dessen Stütze eine nicht mehr in ihnen auszurottende fixe Idee geworden ist.

Altenstein hat sicher während seiner ministeriellen Wirksamkeit das Störende des Neuerungsfiebers genugsam empfunden. Denn der schöne methodische Aufbau seiner Schöpfungen ward ihm fortwährend von den Einflüssen und Folgen desselben gestört. Er hätte sicher den Universitäten eine andre Reform gegeben, als ihm die polizeilichen Ansprüche, die andre Staatsgewalten auf die Hochschulen machten, gestatteten. Er mußte sich allgemeinen Verfügungen, die in Berlin und Wien entworfen und von Frankfurt a. M. aus datirt wurden, unterordnen und konnte aus der Unbehaglichkeit, in welche ihn oft diese Nothwendigkeit versetzte, sich nicht anders helfen, als daß er dafür den Universitäten Unterstützungen und Vermehrungen ihrer Studienfonds und ihrer Lehrmittel zuwandte, soviel die Munifizenz des Königs nur möglich machte. Ein Staatsmann aus der Periode, in welcher Altenstein politisch fühlen, denken und handeln

lernte, konnte nie in dem Neuerungstriebe des Zeitgeistes etwas Absolut Verderbliches, für sich, isolirt Thätiges und isolirt zu Bekämpfendes sehen. Ihm mußten offen vor Augen liegen die Verbindungssehnen, welche die Extremität des Bösen noch immer an den Rumpf des Guten gefesselt halten und wie es im sittlichen Leben der Völker Uebergänge gebe, wo eine einseitige Wirkung nach dem Einen hin auch das bessere Andere in Verwirrung bringen muß. Staatsmänner, die aus unserer neuen administrativen Periode herstammen, können nicht wissen, daß das, was heute die Miene der Revolution annehmen muß, morgen leicht die loyale Ordnung des Tages werden kann, wie dies in der Zeit der Fall war, wo Friedrich Wilhelm III. vor Napoleon Bewegungen desavouiren mußte, denen zuletzt Deutschland und Preußen ihre Befreiung verdankten. Erst mit dem Jahre 1830 und seinen Folgen wurde manchem dieser jüngern Staatsmänner der politische Horizont aufgeklärt, oder sie lernten es, sich stillschweigend in politische Dinge schicken, die, so bedenklich sie waren, doch von keiner menschlichen Gewalt geändert werden konnten.

Die soviel bewunderte preußische Schulverfassung ist Altensteins Werk. Er begann seine Reformen erst mit der breiten Unterlage des allgemeinen Volksunterrichts. Er vermehrte die Zahl der Schulen und machte da, wo die Mittel des Staates nicht mehr ausreichten, den Ehrgeiz der Communen für das Unterrichtswesen verantwortlich. Die Zahl der Schulen, der Schüler und Lehrer

stieg in bewunderungswürdigem Fortschritt. Dieser Institution gab er einen Unterbau an der Errichtung neuer und Verbesserung der alten Seminarien. Es wurden Lehrer erzogen, denen man zugleich eine bessere pekuniäre Stellung gab, um sie nicht zu zwingen, neben dem Bakel noch immer wie früher die Nähnadel zu führen. Auch in das Volksschullehrerwesen kam viel Schwindelei und Theorieensucht. Altenstein griff aber dem oft an's Lächerliche-streifenden Wesen der Volkspädagogen nicht vor, sondern ließ dem entfesselten Fiebergeiste Zeit, sich auszutoben. Hat es mich doch gefreut, den bekannten Diesterweg, einen tüchtigen und wackern, aber über deutsches Universitäts- und höheres Unterrichtswesen gewiß befangenen Mann, in einer ganz bedeutenden amtlichen Wirksamkeit hier ungestört walten zu sehen! Den Gymnasien gab Altenstein eine gleichmäßige Form. Er nahm ihnen, was überflüssig, er gab, was ihnen fehlte. Dem Vorwurf, daß sie zu ausschließlich auf den Gelehrtenstand berechnet wären, begegnete er durch die Einrichtung, daß der Unterricht bis in Tertia in einer Allgemeinheit gehalten wird, daß er auch künftigen Geschäftsmännern als Vorbereitung dienen kann. Unerschrocken trotzte er den albernen Zumuthungen der Realisten, die dem Gymnasialunterricht die Firma: Alles für Alle! geben wollten und Naturwissenschaften, neuere Sprachen, das Rechnungswesen in einer Ausdehnung behandelt wünschten, daß auch gleich ein fertiger Kaufmann und Technologe von ihnen abgehen könne. Für

diese Anforderungen wurden Gewerbschulen errichtet. Namentlich steuerte man in Berlin mit Recht dem schlechten Klipp- und Winkelschulwesen, errichtete Stadt- und Communalschulen, die von geprüften Lehrern geleitet werden und erzieht in ihnen bis zu allen jenen Kenntnissen hin, die der Realismus, unvernünftig genug, in den Kreis der Gymnasialbildung gezogen wünscht. Daß die Universitätsverfassung nicht Altensteins freies Werk ist, wurde schon gesagt und wir fügen hinzu, daß ihm auch nicht Alles anzurechnen ist, was im Kirchlichen als Zwangsvorschrift auftrat. Pietistischer Einflüsse durfte er sich nicht immer erwehren; ja die Strenge, mit der man in Preußen das gewiß löbliche Unternehmen der Union und die Einführung der Agende durchsetzte, ist sicher nicht aus s e i n e m Sinne gekommen. Wie sehr Altenstein bedacht war, in Collisionsfällen wenigstens die Lehrfreiheit vor den Verketzerungen des Pietismus zu retten, beweist das taktfeste Benehmen in der zweimaligen Hallischen Streitfrage 1829 und 1839.

Daß es in einzelnen Branchen zu bessern gäbe, ist keine Frage. Namentlich sollte in der Verfassung der Universitäten, wenn einmal die polizeiliche Furcht vor dem Verbindungswesen nachgelassen hätte, viel und durchgreifend geändert werden. Die hiesige Universität z. B. überläßt die Bildung ihrer Zöglinge sehr dem Zufalle. Die Professoren sind von der Größe und den Abwechselungen der Residenz zerstreut, die Hörer sind es nicht minder.

Eine Beziehung des Schülers zum Lehrer findet mit wenigen Ausnahmen nirgends Statt, und selbst bei diesen Ausnahmen wird sie vom Schüler gesucht, nicht vom Lehrer angeboten oder vorausgesetzt. Es fehlt dem ganzen Körper dieser Akademie Einheit, Mittelpunkt. Die Professoren erfüllen neben ihrem Beruf als Lehrer noch eine Menge anderer, als Aerzte, Räthe, Prediger, Schulprofessoren, sie erzielen meist von einem in's Weite getriebenen Aemtercumulus Einnahmen, wo die Universität nur mit den geringsten Posten verzeichnet steht, so daß sie dem Katheder nur zum kleinern Theil angehören und in einem noch geringeren dem Studenten, für den sie weder menschlich gesellig, noch wissenschaftlich beaufsichtigend und controlirend vorhanden sind.

Noch einer größern Umgestaltung bedarf die pädagogische Bildung der sogenannten Oberlehrer. Ich kenne die pädagogische Anleitung nicht, die der Philolog in den sogenannten pädagogischen Seminarien erhält, aber ich kenne einige ihrer Vorsteher und weiß, daß es diesen, die selbst bei aller Gelehrsamkeit nur sehr unbeholfene Lehrer sind, unmöglich sein muß, eine Anleitung zur richtigen Mittheilung gelehrter Kenntnisse zu geben. Ich kenne die Unterrichtsmethode auf unsern Gymnasien, und weiß, daß ihre Resultate von einer oft totalen pädagogischen Unfähigkeit der Lehrer schmählich verkümmert werden. Die Prüfungen der Lehrer sind überwiegend philologisch. Man sagt z. B. eine sogenannte Probelection des Exa-

minanden an und rechnet darauf, daß er eine Stelle des Horaz in Prima sicher in lateinischer Sprache erklären werde. Der Gebrauch der lateinischen Sprache auf den Gymnasien ist aber, wenigstens für die Exegese, ein ganz verderblicher. Die lateinische Sprache erlaubt eine Menge von Umschreibungen und Redefloskeln, die mehr als eine Stunde lang beim Lehrer wie beim Schüler die eigentlich gediegenen Kenntnisse, ob sie da sind, ganz verschleiern. Was im Deutschen sich sogleich als fade zu erkennen giebt, kann im Lateinischen oft geistreich herauskommen, wenn es nur mit einigem Color latinus gefärbt ist. Ein gewandter Lateinredner hält während einer Stunde den Mund nicht still und weder die Idee des vorliegenden Gedichts, noch irgend etwas im Einzelnen wird dabei klar. Will man das Lateinreden befördern, so sollt' es wenigstens da nicht angebracht werden, wo man einigen koketten Phrasen aus der Syntaxis ornata das gründliche Verständniß des zu erklärenden Autors zum Opfer bringt. Und selbst wenn diese Herren Oberlehrer nun deutsch reden! Fast Alle denken sie an ihre philologischen Kleinkrämereien, Wenige an die Jugend, an das, was sie braucht, an das, wonach sie dürstet. Wenn man den Plato liest, so zittert der Schüler vor jedem Optativ, vor jedem Conditionalsatze, weil es da immer Fragen und Erörterungen giebt, die der Herr Interpret weit mehr zur Hauptsache macht, als den Bau des Kunstwerks, den scharfen Umriß des Gedankenganges, den Umriß jedes einzelnen vorliegenden

Satzes. Und nun muß man die Freude sehen, wie die Scholaren horchen, wenn sie einen Lehrer haben, der ihnen bei den alten Autoren mehr erschließt, als das Verständniß von Buttmann's und Matthiä's Paragraphen, der ihnen Blicke in die Zeit und antike Denkungsart, der ihnen Antiquarisches zur Erläuterung erzählt und auf den vorliegenden Fall so lange anwendet, bis dieser in sonnenheller Klarheit vor Aller Augen steht und ein sicherer Bildungsmoment für die ganze Lebenszeit geworden ist! An antiquarischen Realien sind die meisten Gymnasiallehrer sehr arm oder wissen sie nicht für den Unterricht der Jugend zweckmäßig zu benutzen. Den schlechten Vortrag der Geschichte, den mangelhaften Unterricht in deutscher Sprache gar nicht zu erwähnen!

Diesen Uebelständen, die freilich auch sehr von der oft unmenschlichen Geistlosigkeit und Bornirtheit der Lehrer herkommen, einigermaaßen zu begegnen, sollte an allen Universitäten ein Lehrcursus für die höhere, gelehrte Pädagogik eröffnet werden. Die Oberlehrer sollten im Examen nicht bloß beweisen, daß sie sich die Wissenschaften aneigneten, sondern sie auch mittheilen und verarbeiten lernten. Aechtes pädagogisches Genie läßt sich nicht erlernen, wohl aber eine gewisse Unterrichtsvirtuosität, die jenes ersetzen müßte. In Großtertia muß der Schüler in dem grammatikalischen Gefuge der alten Sprachen heimisch, in Secunda muß er zur cursorischen Lektüre angehalten werden. In Prima muß wenig gelesen, dafür aber

desto gründlicher erklärt werden. Hier muß der Schüler begreifen, festhalten, schließen, wiedergeben lernen. Welcher der Herren Philologen das nicht kann und hier noch cursorisch liest oder statarisch nur mit Rücksicht auf Hermann ad Vigerum, mit Rücksicht auf Porson ad Euripidem, mit Rücksicht auf den ganzen Krimskram gelehrter Haarspaltungen über die Partikeln und Redetheile der Sprachen, den nenn' ich einen Seelenverderber. Solche Pädagogen, die ihren Primanern in die Feder dictiren: Schreiben Sie sich auf: Conf. Plat. Prot. 314 B. Thucyd. VII. 9. Siehe auch Reissigs Conjectan. in Aristoph. II. S. 56; solche alberne Gesellen sind nicht werth, daß sie die Erde trägt.

Altensteins Nachfolger wird ein Mann sein müssen, der sich trotz Geburt und Rang doch ein lebhaftes Interesse an allem Geistigen, das allein den wahren Adel giebt, erhalten hat, der, keiner wissenschaftlichen und politischen Schule zugethan, das Geistbelebende und Geisttödtende aus jeder Richtung im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben herauszuerkennen versteht. Vor allen Dingen muß ihm persönliche Vorliebe für eine Tendenz des Tages fremd sein, am fremdesten aber eine rein büreaukratische Ansicht seiner Wirksamkeit, die etwa in seinem neuen Departement nichts als eine Beaufsichtigung der Vorbildung des künftigen Beamtenstandes sähe. Fremd muß ihm jede leidenschaftliche Hinneigung zu einem bloß praktischen Zweck, den er in seiner Verwaltung fände,

bleiben; denn wie leicht könnte dann das wissenschaftliche Bewußtsein, das Altenstein zum leitenden ersten Gedanken seines Ministeriums gewählt hatte, in einen laxen Schlendrian ausarten, wo etwa Theorieen alter Staatsmänner, die sich z. B. ärgern, daß sie in ihrer Jugend vom Griechischen gequält wurden, überwögen und man in praktisch seinsollende Observanzen geriethe, die eines Staates, wie der preußische, nicht würdig wären! Eichhorn, von Stägemann, von Rehfues, und ähnliche Namen, welche bei ihrer administrativen Stellung auch ein wissenschaftliches Lüstre haben, selbst geistvolle Militairs, die in Preußen sehr zahlreich vorhanden sind, wie von Müffling, Rühle von Lilienstern, würden Viele als Candidaten des Unterrichtsministeriums lieber designirt sehen, als rein adliges oder administratives Vollblut. Sollte die Wahl nicht in diesem Sinne glücklich ausfallen, so läßt doch die Anwesenheit geistvoller Ministerialräthe nicht jede Hoffnung sinken. Für die Rettung des humanistischen Prinzips auf den Gymnasien bürgt wohl Johannes Schulze.

XVI.

Reiseerlebnisse drucken zu lassen, ist in Verruf gekommen. Geschwätzige Touristen haben soviel von unsern Privatverhältnissen verrathen, daß man unsre Zeit einst in der Literaturgeschichte als die Periode der Indiscretionen bezeichnen wird. Man wird meinen Mittheilungen nicht

nachsagen dürfen, daß sie ein geschenktes Vertrauen verletzt hätten. Ich habe nicht gesagt, wann ich bei einem Diner fasten mußte, oder ob eine meiner Wirthinnen eine schlechte französische Aussprache hatte. Ich bin mir bewußt, keine bürgerliche, stillbescheidene Tugend auf den Markt der Oeffentlichkeit gezerrt, oder an berühmten Persönlichkeiten verrathen zu haben, wenn ihr Auge einer Dieffenbachschen Hülfe bedürftig war. Wozu das? Nicht mehr hab' ich von meinen persönlichen Erlebnissen verrathen wollen, als was grade hinreicht, um Menschen und Zuständen einmal einen Spiegel vorzuhalten und ihnen den Schatten zu zeigen, den sie in dem Lichte unbefangener Beurtheilung werfen. Wie selten kommen wir dazu, uns zu sehen, wie wir uns von der Seite ausnehmen! Fixirt uns einmal ein Anderer, so erspart er uns eine Mühe, die wir uns im Gewühl unsrer Berufsgeschäfte nicht immer selbst nehmen können. So mögen sich die Namen, die ich nannte, in meinen kleinen Bleistiftskizzen wiederfinden und selbst der Rüge sich freuen, da es eines freien Geistes würdig ist, lieber es zu haben, daß man, auch in seinem stillen Wirken, geprüft, als gänzlich unbeachtet bleibe.

Indem ich an diese auch in der Form anspruchslosen kleinen Umrisse die letzte Hand lege, kommt die Trauerkunde vom Tode Friedrich Wilhelms III. Diese Botschaft mußte mich, da ich in Berlin den Volksglauben, der König müsse in diesem Jahre sterben, allgemein verbreitet fand, doppelt erschüttern. Die häusliche Zurückgezogen-

heit, in der der Verstorbene lebte, hatte es unmöglich gemacht, seit Jahren über seinen Gesundheitszustand etwas Gewisses zu erfahren: zeigte er sich öffentlich, so erschrak man zwar über die in letzter Zeit außerordentlich gealterten Züge, aber die Haltung des Königs war von jeher so grad und ritterlich gewesen, daß ihn diese auch in der letzten Zeit nicht verließ und man an eine noch ausgedehntere Lebensdauer glauben durfte. Um so betroffener mußte man über den Volksglauben sein. Man machte geltend, daß in jedem Jahrhundert das vierzigste Jahr den Preußen einen Thronwechsel oder irgend ein wichtiges Ereigniß bringe, man sprach von den nächtlichen Umgängen der weißen Ahnfrau des Hohenzollerschen Hauses. Noch oft erschien der König hinter dem rothen Vorhange seiner Prosceniumloge im Theater. Nur die ängstliche Einführung Schönleins in die innern Gemächer des ab und zu als kränkelnd Gemeldeten verrieth ein tiefer gewurzeltes Leiden, dem der Monarch denn am ersten Pfingsttage wirklich erlegen ist.

Läßt sich eine ergreifendere Situation denken, als ein sterbender König und ein neuer, der ihm folgt, in dem Augenblick, als der Donner des Geschützes die Grundsteinlegung zu einem Denkmal Friedrichs des Großen verkündete? Wie drängen sich hier in eine kurze Spanne Raum und Zeit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen! Wünsche und Hoffnungen müssen lebendig werden, Besorgnisse sterben, andre können erwachen, Ge-

danken aus den entgegengesetztesten Richtungen müssen sich durchkreuzen. Wer hat den Schlüssel, um zu errathen, was der jetzt Todte dachte, das Volk glaubte, der neue Herrscher ahnte? Wie kommt es, daß grade die Erinnerung an den Begründer der preußischen Monarchie in ihrer Stellung zu Europa die letzte öffentliche Thatsache im Leben Friedrich Wilhelms III. sein mußte? Ist dies eine Sühne der Vergangenheit oder ein Fingerzeig für die Zukunft? Den Rathschluß des Weltgeistes umhüllen noch tiefe Nebel und erst die Geschichtschreibung ferner Zeiten wird die Sonne sein, die sie erhellt.

Bei den Aegyptern sprach man über die todten Könige Gericht. Man wird in öffentlichen langen Reden und in kurzen Inschriften viel Unwahres über Friedrich Wilhelm III. sagen, man wird seinem Geiste das zuschreiben, dessen sein Herz, man wird dem Herzen zuschreiben, dessen sein Verstand sich rühmen durfte. Man wird in Dem seine Demuth finden, was vielleicht sein Stolz war und wird ihn vielleicht für das loben, wofür er sich selbst getadelt hat. Könige sind wie die Phänomene der Luft. Sie werden von Tausenden ihres Volkes für dasselbe verwünscht, wofür sie andern Tausenden die Heißersehnten sind. Ein Gewitter raubt der Mutter ihr Kind, das der Blitz erschlägt und tränkt die dürstende Erde, die nach ihm schmachtete.

Mag man nun mit Montaigne glauben, daß herrschen le plus aspre et difficile mestier ist, oder mit

einem italienischen Sprichworte, (von Oxenstierna einst ironisch angewandt) daß zum Herrschen grade das wenigste Hirn gehört (der Leipziger Professor Adam Rechenberg hat es übrigens schon 1676 in einem eignen Werke widerlegt), mag man auch von dem, was über den Verstorbenen gesagt werden wird, abziehen, was der rührende Moment oder persönliches Interesse überflüssig hinzufügt, so viel wird selbst die Nachwelt nicht umstoßen können, daß der innige Zusammenhang der Schicksale, die die preußische Monarchie trafen, mit der Person Friedrich Wilhelms III. ein in der Erinnerung nie erlöschendes Licht auf ihn geworfen hat. Eine freudenlose, umflorte Jugend machte ihn schon früh für eine stillere Ergebung in das Unglück reif. Die Mäßigung, die ihn in seinen Leidenschaften und Gefühlen beherrschte, lehrte ihn auch, das spätere Glück ohne Ueberhebung ertragen. Er nahm die Gaben des Geschicks mit einem Gefühl an, das ihn auf Alles gefaßt machte, wenn es nur nicht überraschend und ohne Voraussicht kam. Heftigere Aufregungen vermeidend, beängstigte ihn jede leidenschaftliche Anmuthung und so erhielt auch seine letzte Regierungsperiode jenen Charakter bescheidener Selbstbeschränkung, den Preußen, ein innerlich so kraftvoller und nach Außen hin nicht ungedeckter Staat wohl aufgeben durfte, ohne für seine Erhaltung besorgt zu sein. Friedrich Wilhelm III. war durch sein Temperament vor übereilten Entschließungen geschützt und diese Thatsache war vielleicht die glücklichste Erfahrung

für das Wohl des Staates in einer Zeit, wo der Zeitgeist so viel leidenschaftliche Faktoren in Bewegung setzte und es Staatsmänner gab, die so gern neue Manifeste des Herzogs von Braunschweig in die Welt gestreut hätten und dem Weltlauf mit kecker Hand in die Zügel gefallen wären. Friedrich Wilhelm III. war nicht so groß in dem, was er that, als in dem, was er vermied.

Daß man sich in Preußen, da die Zeit des Zuwartens vielleicht vorüber ist und den Horizont keine Kriegswolken trüben, nach positiven Schöpfungen sehnt und das Feld für einen großartigern Anlauf zur Staatenlenkung nun geöffnet sieht, beweist die ängstliche Spannung Preußens, Deutschlands, Europas auf den Geist, in welchem Friedrich Wilhelm IV. regieren werde. Der neue Regierungsantritt hat das vor andern Thronwechseln voraus, daß wir hier nicht einen Jüngling auftreten sehen, dessen politische Ideen noch von dem Unterricht seiner Lehrer befangen sind, sondern einen gereiften Mann, der Jahrelang den Zeitlauf und das Terrain der ihm nun anvertrauten Regierung gründlich beobachten konnte. Das neue Herrscheramt wird ihm wie ein bekanntes Buch sein, bei dessen Lektüre er sich Stellen unterstrich und hier und dort Merkzeichen einlegte. Und daß es solcher Stellen und Merkzeichen viele geben müsse, beweist der allgemein selbst in Berlin verbreitete Glaube an ein neues, durchdachtes, längst angelegtes und bald hervortretendes System.

Man erschöpft sich in Vermuthungen über das po-

litische Glaubensbekenntniß des neuen Königs. Man nennt ihn aristokratisch; aber verdanken nicht grade einige talentvolle Bürgerliche ihre Berufung zum Ministerium der Empfehlung des ehemaligen Kronprinzen? Verwechselt man nicht die vornehmimponirende und doch gefällige Haltung des neuen Herrschers mit Sympathieen, die durch nichts bewiesen sind? Man nennt ihn einen Freund der Richtungen, in welchen Steffens und ähnliche reaktionäre Geister geschrieben haben. Aber wenn der ehemalige Kronprinz Steffens persönlich kannte, so wird er bald gefunden haben, daß die naive Lebensunsicherheit dieses geistvollen, aber unpraktischen Mischdenkers am wenigsten zu seinen politischen Phantasmen und Träumereien Vertrauen einflößen kann. Wie würde auch die große Vorliebe, die der ehemalige Kronprinz für seinen ruhmgekrönten Ahn, Friedrich II., empfinden soll, mit der Hinneigung zu politischen Theorieen stimmen, deren Vertreter, wie Haller, Leo, Steffens und ihnen Aehnliche in Friedrich dem Großen nur einen gekrönten Jakobiner sehen?

Man rühmte von jeher den Geist des neuen Herrschers. Man schreibt ihm Verstandesschärfe und Witz zu. Er ist kein Freund des Kamaschendienstes und hat mehr Sinn für das Civile, als Militairische. Er liebt den Umgang mit Gelehrten und Künstlern, von denen viele sich seiner nähern Bekanntschaft erfreuen. Wie harmlos er gewohnt ist, sich dem Talente hinzugeben, bezeugt der gemüthvolle, anspruchslose Brief, den er an Chamisso

schrieb. (Siehe Hitzigs Leben Chamisso's B. 2, S. 93) Der ehemalige Kronprinz ist ein talentvoller Zeichner und daß ihm selbst der schriftstellerische Ausdruck nicht fremd sein dürfte, beweist der Umstand, daß man ihn oft zum Verfasser anonymer Flugschriften machen wollte! Von sogenannten noblen Passionen, die man Großen eher nachzusehen pflegt, als Kleinen, weiß man nichts. Seine Sittlichkeit wird gerühmt. Er besucht die Kirchen anerkannt pietistischer Geistlichen; ob aus Neigung für ihr theologisches System, oder aus Achtung vor ihrer oft ausgezeichneten Rednergabe, weiß ich nicht. Jedenfalls würde eine religiöse Stimmung dieser Art bei ihm nicht aus einem Minus, sondern einem Plus der Bildung entstehen; d. h. es ist möglich, daß sie die Frucht einer entweder gemüthlichen oder philosophischen Abneigung gegen einseitige Verstandesreligiosität wäre. Es ist kein Zweifel, daß der neue Herrscher historische Thatsachen den Abstraktionen vorzieht, aber ist es wahr, daß ihm die Hegel'sche Philosophie nicht unbekannt geblieben, so wird ihm das Progressive in der Geschichte nichts Befremdendes und der Einfluß des Verstandes auf die Gestaltung der neuen Zeit nichts Feindseliges sein. Friedrich Wilhelm IV. wird keinen Schritt in's Ungewisse thun. Ein Ziel hat er gewiß im Auge, wenn auch die Zeit erst lehren muß, wo es liegt. Für gedankenlos halte man keine seiner Unternehmungen. Rathgeber wird er hören, ihnen aber nicht immer folgen. Reue wird ihm, trotz seines christ-

lichen Sinnes, für öffentliche Schritte fremd sein. Er wird vielleicht bei einem Unternehmen seine Richtung ändern, nie aber einen Schritt wieder zurückthun. Es lodert viel Feuer in ihm und sein Geist wird oft in den schönen Fall kommen, heftigere Regungen des Gemüths zu zügeln. Der göttlichste Triumph, den uns der Himmel schenkte, Beherrscher unsrer Leidenschaften zu sein, kann ihn oft beglücken. So urtheilt die Sage und urtheilt vielleicht falsch. Man kann darnach den Versuch machen, ein Porträt zu zeichnen und muß sich zuletzt doch eingestehen, daß der — Versuch eine Pfuscherei ist.

Es haben sich, von Herrn Varnhagen von Ense ausgebrütet, so viel kleine Gentze jetzt aus dem Ei gepickt, daß ich wohl begierig wäre, was einer von ihnen, dem Beispiel des ehemaligen Kriegsraths Gentz folgend, (der eine Adresse an Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung herausgab) dem neuen Herrscher an's Herz legen würde. Mit guten Lehren aus dem frommen Telemach, der ad usum Delphini geschrieben ward, würde es wohl eben so wenig gethan sein, wie mit dem Macchiavell. Ein Fürst soll keinem Schmeichler trauen, sagt Mentor alle Augenblicke; bändige eine Regierungsgewalt durch die andre, sagt der Florentiner; aber wir leben nicht in Versailles und nicht in Florenz. O der guten Lehren, die man Königen gegeben hat! Sie werden fast alle lächerlich, wenn man sie auf bestimmte Fälle anwendet, oder sie setzen an Fürsten dasjenige als lobenswerth voraus, was

sich an einem civilisirten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts wahrhaftig von selbst versteht. Weit schwieriger sind Rathschläge, die einen schwebenden Statusquo betreffen. Was würde wohl mit der katholischen Frage, was mit der commerziellen Stellung Preußens zu Rußland; was mit dem Wunsch nach einer Verfassung zu beginnen sein? Dem neuen Herrscher rathen wollen? Er hat seit einer langen Reihe von Jahren den Geschäftsgang in der Regierung seines Vaters beobachtet: er wird sich längst auf seinen eignen Antritt des Regimentes vorbereitet haben. Wer die Entwürfe kennte, die schon alle im Pulte harren! Es ist leicht möglich, daß Friedrich Wilhelm IV. für Europa einige Ueberraschungen im Sinne hat.

Man spricht jetzt soviel über Friedrich II. Was ist es, das an ihm so außerordentlich grade jetzt in die Augen spränge? Will man einen schlesischen Krieg? Will man eine straffgezogene Regierungssouverainetät? Nein. Es ist das Persönliche, das an Friedrich II. grade jetzt so bewundert wird. Preuß und Andere haben so herrliche Züge von der freien, unabhängigen, entschlossenen Denkungsart dieses Königs mitgetheilt. Man hat in Friedrichs Schriften Ansichten gefunden, die jetzt würden für staatsgefährlich erklärt werden. Es ist kein Zweifel, daß man mit dieser Vergötterung Friedrichs des Großen einen Wunsch für seine Nachfolger aussprechen will; denn das Lob der Vergangenheit ist immer eine Polemik gegen die Gegenwart.

Was könnte wohl ein heutiger Monarch an Friedrich dem Großen lernen? Vieles für die Personen, weniger für die Sachen. Nicht Alles würde jetzt so am besten geschlichtet, wie es Friedrich II. geschlichtet haben würde. Wohl aber würde man für die Mittel und für die Rathgeber lernen können. Theoretiker am Staatsruder würde er mit Recht für Schwindler erklären und das Nächste würde ihm lieber, als das Entfernte sein. Was Friedrich über die Religion dachte, war nicht gut für die Schule, besser schon für die Kirche, vortrefflich für die Wissenschaft. Der Voltaire'sche Verstand, der ihn beseelte, war schlecht für den Aufbau des Neuen, aber gut zum Niederreißen des Veralteten. Man darf diesen endlichen, witzelnden Verstand nie zum Feldzugsplan erheben, kann ihn aber gut als Waffe benutzen. Das klare, unbestochene, vorurtheilsfreie Wesen ist an Friedrich II. bewunderungswürdig. Man fühlt, wenn man seine Antworten und Resolutionen liest, daß man für jedes Leiden bei seinem Gemüth wohl eben keinen Trost, bei seinem Verstande aber Abhülfe würde gefunden haben. Seine Phantasie und sein Geschäftseifer machten ihm das Verständniß jedes ihm vorgelegten Falles sogleich klar und man hatte nicht nöthig, wenn man einen Minister verklagte, zu fürchten, daß man an eben diesen Minister würde verwiesen werden.

Die Erwartungen auf Friedrich Wilhelm IV. sind gespannt. Die erste Zeit seiner Regierung gebührt der Trauer. In dem dunklen melancholischen Grün des

Fichtenhains, der die sterblichen Ueberreste seines Vaters und seiner Mutter beschattet, wird man ihn noch zu oft sehen, als daß man aus seinem Auge etwas Andres errathen könnte, als Thränen. Er wird nicht damit beginnen, Schöpfungen seines Vaters umzustürzen, er wird Niemanden, der des Seligen Vertrauen besaß, aus seiner Nähe entfernen. Aber die Aufforderung zu Thaten wird nicht ausbleiben. Die Besetzung der bekannten erledigten Ministerstelle dürfte vielleicht das erste Symptom des Kommenden sein. Klio spitzt ihren Griffel, sinnend lehnt sie den Arm auf das neue Blatt im Buche der Geschichte und lauscht mit lächelndernster, mit bangfroher Erwartung.

Deutschlands Gegenwart.

1841.

I.

Eine zehnjährige Epoche, die Epoche der Julirevolution ist vorüber. Die Schlange der Zeit legt eine neue Haut, der Baum des Jahrhunderts setzt einen neuen Ring an.

Um die merkwürdigen Symptome unserer deutschen Gegenwart zu verstehen, müssen wir einen philosophischen Erfahrungssatz der Geschichte anführen. Das Aufsteigen geschichtlicher Entwickelungen ist sehr oft mit dem Kreislauf einer Spirallinie verglichen worden. Scheinbar in seinen Anfang zurückkehrend, steigt der historische Fortschritt, dem Auge kaum sichtbar, in die Höhe. Die Jahrhunderte setzen sich nicht mit dem Originalgenie eines Selbsterfinders fort, sondern nehmen auseinander ihre Kraft, auseinander ihre Befruchtung und ihren Wachsthum. Die Spitzen der Jahrhunderte blühen wie die Pflanzenblüthen ab, aber ihr Saamen befruchtet, wenn nicht die nächste, doch eine entfernte Zukunft. Jede Epoche der Geschichte hat ihren Charakter. Und jeder Charakter reicht über die Epoche, der er angehört, noch einmal wieder hinaus, wenn spätere Zeiten auf ihn

zurückkommen. So hat das heidnische Alterthum das Christenthum reintegrirt und aus dieser Verschmelzung die Reformation, wenn nicht hervorgerufen, doch in ihrer Erstarkung möglich gemacht. So hat das Mittelalter jetzt seine gewaltige Reaktion gegen das Jahrhundert der Aufklärung begonnen und dem neunzehnten Säculo eine Physiognomie aufgedrückt, die man nach den Sitzungen der constituirenden Versammlung in Paris 1789 kaum möchte für möglich gehalten haben. Keine Epoche der Zeit ist verloren. Jede kommt einmal zu einer Anerkennung, wenn auch erst in spätester Frist. Die Zeiten gebären sich niemals als neu, sondern saugen aus einander ihre Kraft und machen ihre wechselseitigen Resultate zu wechselseitigen Initiativen.

Eine Erfahrung, die für den großen welthistorischen Schematismus der Begebenheiten gilt, wiederholt sich hier auch in kleineren Zeiträumen und in dem beschränkteren Bereich des individuellen Völkerlebens. So wie der menschliche Geist nur eine Weile blüht und nach Eroberungen im Felde der Erfahrung ringt, so wie die größten Genien sich nach einer erklommenen Höhe nicht vor einem Rückfall in ihre ersten Anfänge sichern konnten, so kann auch die Geschichte sich nicht ewig in keilförmiger Schlachtordnung fortbewegen. Nach Augenblicken der Weihe treten Augenblicke der Erschlaffung ein. Die Spitzen stumpfen sich ab, die culminirenden Ideen dehnen sich in breite behagliche Schwebe aus und so eitel

ist auch der Geist des Völkerlebens, daß es ihm an Gründen für seine Trägheit und Entnervung nie fehlt, an Gründen, von denen der Geschichtsschreiber und Zeitdenker nur einen, die obenangeführte Thatsache, als ein Naturgesetz, gelten lassen kann. Von Menschenalter zu Menschenalter treten im Völkerleben empfindliche Reaktionen ein. Den Idealen der Jugend opfern wir die Errungenschaften des Mannes. Die Masse, die den voranfliegenden Geistern nur mit schwerfälligem Schritte folgt, zwingt diese still zu stehen und zu warten, bis alles Volk bei dem Gipfel angelangt ist, den der Genius in einem kurzen Fluge erreichte.

Eine Anwendung dieser Bemerkungen auf Deutschlands politisch-literarische Gegenwart ergiebt sich von selbst, wenn wir das offene Geständniß hier folgen lassen, daß uns der Umschwung der öffentlichen Meinung, wie er in diesem Augenblicke in Deutschland vorliegt, nur mit der größten Betrübniß erfüllt. Wer die geheimnißvoll waltenden Faktoren sind, die auf den Volksgeist seit einigen Jahren zu wirken suchen und in diesem Augenblicke ein höchst bedenkliches Resultat erreicht haben, wollen wir hier an der Schwelle unserer Betrachtungen nicht untersuchen; aber das Resultat ist da. Die Ergebnisse der Julirevolution und der ihr folgenden Bewegung sind in Frage gestellt. Aus Debatten über das Prinzip sind wir in eine gemeine Abhängigkeit unter die Eingebungen des nationalen Instinktes gesunken. Aus

unklaren Denkern sind wir schlechte Dichter geworden. Das Beherrschungsheft der öffentlichen Meinung hat sich der Liberalismus aus der Hand winden lassen und irrt gegenwärtig kopflos, unsinnig, dem albernsten Einflusse sich preisgebend in Deutschland umher. Alles hastete sich, aus Furcht oder Mangel an Ausdauer, in die ohnmächtigen Versuche hinein, für das Prinzip unserer Zeit neue Begründungen aufzufinden. Alte Freiheitsstürmer wollten amnestiirt werden, Verbannte wollten in die Heimath zurückkehren, compromittirte Charaktere suchten sich eine neue Thätigkeit zu schaffen, indem sie ihre alte desavouirten oder wie Dr. Wirth in Constanz in seiner Volkshalle sich in ein Meer von alten verschollenen Humanitätsphrasen verflachten. Eine unläugbare Engherzigkeit und Schwäche unseres französischen Nachbars drüben muß hinzukommen. Endlich macht ein wunderliches Zusammentreffen von Umständen, daß unsere Erinnerungssucht, unser Memoirenfieber grade mit seinen alten Recollektionen beim Jahre 1815 angekommen ist. Die Folge von alle dem ist jener verkehrte Zustand der öffentlichen Meinung, der gegenwärtig die Gemüther beherrscht und selbst die Besten verwirrt hat. Daß wir in diesem Rückfall ein natürliches Geschichtsgesetz einräumten, soll noch nicht sagen, daß die, welche an ihm betheiligt sind, dadurch auch von der Zurechnung freizusprechen sind.

Die Lage Europas liegt deutlich genug vor Augen.

Die geographischen Fortschritte der Civilisation haben den Schauplatz der Begebenheiten gegen früher um das Drei-Doppelte vergrößert. Die Uebercultur Europas will für Handel und Wandel Abflüsse haben; denn unter uns selbst ist Industerie und jede Lebensäußerung so besetzt, daß die Schranke unserer europäischen Existenz eine allzu enge wird. Die Bedingungen unseres Daseins wollen erweitert sein und daher kommt es, daß Indien, der Orient und Rußland für das alte Europa Lebensfragen werden können. Die Resultate eines Kampfes um diese Fragen liegen vor uns. Rußland hat die Vortheile seiner Stellung und der Scheu, die man vor seinem kolossalen Umfange und seiner energischen Entfaltung seit 1815 hegt, voraus, England, obgleich mit Deutschland in Handelssachen verfallen, stellt sich mit Oesterreich an die Spitze des germanischen Europas: Frankreich, das für sich das lateinische Europa sollte zum Kampfe aufrufen können, ist ohnmächtig und von den furchtbarsten Erschütterungen, die es seit 1789 erlitt, noch immer nicht wieder hergestellt. Frankreich, das an der Spitze einer Coalition, Italien, Spanien, Portugal, Belgien stehen sollte, trifft das erste occupirt, das zweite in sich zerrissen, das dritte erschöpft, das vierte im Schlepptau der Politik des deutschen Bundes — und besitzt in sich selbst durch regelmäßige Organisation so wenig Kräfte, daß es vor den Augen der Welt im Jahre 1840 die traurigste Tragi-

komödie aufführte und sich nur noch brüsten kann — auf die Asche Napoleons!

Es wird für das fernere Verständniß dieser Erörterung unerläßlich sein, uns über das Verhältniß unsrer Empfindungen zu Frankreich offen auszusprechen. Ein kleines Gedicht hat große Dinge gethan. Es hat das natürliche Gefühl des Deutschen, daß er nun und nimmermehr dem Franzmann eine Spanne deutscher Erde gönnen werde, in die Form eines aufreizenden und trotzenden Fluches gebracht und im Bunde mit der deutschen Sangeslust alle Gemüther im Vaterlande gegen Frankreich aufgeregt. Diese Empörung, gerichtet gegen den Ehrgeiz der jungen französischen Unteroffiziere, die in Deutschland ihre Epauletts verdienen möchten, ist entschieden tüchtig und aller Theilnahme werth. Anders schon wird die Empfindung getheilt, wenn Thiers und sein System es sein soll, dem diese kühne Sprache gilt. Vollends wahnsinnig wird der Rausch, wenn man die Prinzipien erwägt, die uns zum Theil noch durch Frankreich vertreten werden, oder richtiger gesagt, die Prinzipien, die bei einer rein patriotischen Färbung unserer Empfindungen in eine schiefe Stellung zu unsern bessern aufgeklärten Ueberzeugungen kommen. Nicht jede Stimmung, die an sich wahr ist, ist auch an sich zeitgemäß. Nicht jede Wahrheit, die ersprießlich im Munde des Einen ist, ist auch ersprießlich im Munde des Andern.

Frankreich, als Staat und Volksconglomerat, über-

schätzt seine Kraft. Das katholische oder lateinische Europa ist in sich verfallen. Frankreich selbst darf, ohne Entfesselung der Volksleidenschaften, sich keine größere Kraftentfaltung zutrauen, als weiland in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ist aber diese Dauer Frankreichs, als eines organisirten Staates, unter seiner gegenwärtigen Dynastie gesichert? Kann dieser unzuverlässige und gefährliche Krater, der dem Partheigeiste zu Gefallen keine Ausbrüche mehr aufführt, nicht von dem grollenden Gefühl der Demüthigung aufgeregt werden? Diese Frage stehe hier nur, um zu beweisen, daß das constitutionell-republikanische Prinzip nicht an die Ohnmacht des gegenwärtigen Frankreichs gebunden ist, daß für die Zukunft dieses gefährlichen Volkes nichts einsteht und wir Thoren sind, wollten wir glauben, daß sich unser politisches Denken und Empfinden jetzt plötzlich auf die rein nationale Seite werfen müsse. Die Prinzipien sind gegenwärtig verdrängt. Aber ist ihnen in Deutschland schon genug gethan?

Die Frage des Orients scheint vorläufig beigelegt. Das Resultat ist glorreich für die englisch-russische Allianz, demüthigend für Frankreich, bedenklich für Deutschland, entsetzlich aber für Alle. Denn seitdem das Frankreich von 1830 zum Erstenmale verrathen hat, daß es schwach ist; was kann, was muß entstehen, wenn diesem ehrgeizigen Staate einfällt, das Gegentheil zu beweisen? Wir wollen die Kette trauriger Besorgnisse, die wir mit Fug und Recht hegen dürfen, hier nicht verfolgen und nur

das Eine festhalten, warum das Resultat der orientalischen Frage für Deutschland bedenklich ist.

Deutschland als einen Organismus aufzufassen, dessen Arme Preußen und Oesterreich, dessen Lungen und Respirationswerkzeuge die Gesandten des deutschen Bundes sind, ist eine Chimäre. Die historischen Voraussetzungen eines Volkes, das keinen Staat bildet, dulden die Annahme eines solchen Glückes nicht. Wie uns die Geschichte gemacht hat, so sind wir. In Allem, was wir von unserm theuren Vaterlande wünschen, annehmen, behaupten, werden wir über die Hypothese nie hinauskommen; denn jeder ernstliche Aufschwung der Ereignisse reißt alle unsere Cirkel ein, schneidet uns die Glieder von unserm Rumpf und wirft uns in all die traurigen Chancen, die wir schon einmal erlebten und denen wir in dem Augenblicke, wo wir Deutschland dreißig Souveränitäten ließen, nicht gut vorbeugten. Unsere staatliche Organisation müssen wir bei jedem Conflikt sogleich preisgeben. Der südöstliche Winkel Deutschlands ist zu wenig geschützt. Die Franzosen datiren ihr erstes Manifest von Straßburg, ihr zweites von Ulm. Was soll uns bei einer solchen Lage als Hauptgedanke vorschweben? Das Vaterland in seiner sittlichen, sprachlichen, geistigen Bedeutung mit Menschen- und Bürgerfreiheit und der politische Zustand nur als Mittel zu dieser Freiheit.

Darin liegts. Alles Andere ist vom Uebel. Alles

Andere ist Lug und Trug, ränkevolle Aufhetzung, schlechte Anreizung derer, die lärmend vorangehen und gutmüthige Beschränktheit derer, die folgen. Wir wollen gegen Frankreich singen und fechten, um unsers Deutschthums willen, wenn sie es bedrohen, um unsere Ehre, wenn sie bezweifelt wird, aber nicht, um Zwecke zu erfüllen, die von der deutschen Menschen- und Bürgerfreiheit weit entfernt liegen. Nicht zum Jubel der alten Narren, die sich einbilden, seit 1813 hätte sich die Welt nicht verändert; der jungen Narren, die in ihrer Geistesbeschränktheit über den Horizont der empfangenen Jugendeindrücke nicht hinaus können. Nicht zum Lug- und Trugwerke jener Feigen, die sich gern courfähig, anstellungsfähig, redaktionsfähig machen möchten. Deutsch sei unsere Klinge. Aber die Scheide, aus der sie fährt, heiße: Politische Freiheit nach außen und nach innen.

II.

Die Genien, die zu allen Zeiten den Deutschen vorgeleuchtet haben, möchte ich in Alpengeister und Brockengeister eintheilen. Jene ragen lachend und sonnenhell in die blaue Luft, diese sind von trübem Ernste und ewigem Nebel umschleiert. Jene sind genialischer, diese ehrlicher; jene treiben eine Fülle der glänzendsten Ideen, diese halten mit wenigen Haus und sind thatkräftiger. Die Alpen- und Brockengeister liegen bei uns in stetem Widerspruch. Jene sind nicht immer die Süddeutschen,

doch diese vorzugsweise Norddeutsche. Zu den Alpengeistern rechne ich Bürger, Lessing, Goethe, Schiller, Hegel, Schelling, und zu diesen rechne ich Klopstock, Voß, Rotteck, Welcker, die sieben Göttinger Professoren, Jahn und Arndt. Die Brockengeister sind auch die, welche man populär nennen kann.

Wenn ich bekenne, daß mir an E. M. Arndt alles bekannt und nichts traulich, alles heilig und nichts anbetungswürdig scheint, so drücke ich mich grade so aus, wie ich von unserm Harz empfinde. Ich muß gestehen, ich bin mit meinen tiefsten Stimmungen in den deutschen Boden verwachsen und wenn ich mir die Liebe denke, wie sie allein mich beglücken würde, so denke ich an den Rhein, den Niederwald, den Blick nach Bingen hinüber, ruhend in einem Weingarten des Johannisberges. Ich schwelge und träume über Heidelberg, die Pfalzebene, über Schwabenland und die baierischen Hochgebirge. An dies alles denke ich, wenn ich an Goethe und alles das denke, was in der Walhalla einst die innersten, heiligsten Gemächer bewohnen wird.

Nun will ich den gesunden, frischen Harz nicht lästern. Es wachsen schöne Tannen dort, das Grün ist frisch, die Birken glänzen hell. Aber die Schönheit des Harzes hat mehr Rührendes, als Erhebendes. Man denkt hier an die deutsche Beschränkung, an die Familie, an den Heerd. Man hat eine Kanarienhecke hinter'm Ofen und ißt Kartoffeln in der Schaale mit frischer Butter

und frischen Häringen, die auf der Weser heraufkommen. Unsere Geschichte ist hier die Geschichte der Welfen, nicht der Ghibellinen: wir haben auch recht hübsche Märchen und Sagen, aber lauter Haus- und Ofenmärchen von Koboldeu, die uns armen Leuten aus Steinkohlen Gold machen. Von dem Sonnigen, Ritterlichen der Alemannischen Sage verlautet nichts. Wir gehen mit dem armen, kleinen Luther in Eisleben vor den Häusern singen, wir sind mitten im deutschen Wesen, im deutschen Gemüthe und doch ist der Brocken überall diesem Leben und Treiben keine blitzende Krone, sondern ein graues Käpplein, ein Bergmannskäpplein, das man trägt, um die Glatze zu schonen. Alle Reisende kommen darin überein, daß es nicht der Mühe lohnt, den ewig feuchten, mürrischen, hypochondrischen, kahlen, langweiligen Brocken zu besteigen.

Ich rechne Arndt zu den Brockengeistern, aber nicht weil es in ihm feucht, mürrisch, hypochondrisch, kahl und langweilig wäre. Im Gegentheil. Er hat ganz jene untersetzte, stramme Solidität eines körnigen Natursohnes, der immer thätig, immer bauend und schaffend ist. Er schreibt angenehm, unterhält, ist originell in seiner Art, hat tüchtig gelernt und weiß uns sogar beizukommen. Und doch wie weit stehen die Ufer dessen, was er giebt, und dessen, was wir wünschen, auseinander! Daß an seinem Ufer das ganze Deutschland außer einigen Wenigen steht und an unserm Ufer nur diese

einige Wenige, ist wahr. Daß man ihn ehren und rühmen muß, ist Pflicht. Aber ihn preisen, ihn zum Feldgeschrei erheben, auch seine Anschauungen wieder in Amt und Würde setzen, seine Zeit zur Nemesis der unserigen machen — nimmermehr!

Die Deutschen lieben die Brockengeister. Sie lieben diese Uranfänge von Hermann und Thusneldens Zeit, sie bauen einem Sagenschemen, einem Armin lieber ein Denkmal, als einem Lessing. Die Deutschen hören sich gern in den Liedertafeln singen: Was ist des Deutschen Vaterland? und haben doch keines, wenigstens kein einiges; sie folgen gern Dem, der kurz und bündig spricht und in seinem Denkvorrath mit Religion und Patriotismus alles erschöpft hat. Die Deutschen laufen oft beschränkten Köpfen nach, die nur eine Saite auf ihrem Instrumente haben und diese bis zum Wahnsinn hoch spannen, und obgleich wir diesen Instinkt haben, gezeichneten Leithämmeln zu folgen, so werden wir doch nie etwas von dem werden, was selbst diese Leithämmel als Phrasen-Devise im Schilde führen. Die Brockengeister haben uns noch nichts Gutes gebracht: höchstens, daß sie in Zeiten der außerordentlichsten Noth einen überflüssigen Landsturm mit mehr Lärm, als Erfolg, organisiren. Die Brockengeister geben sich oft die Miene, uns aus unserer Lethargie aufzurütteln; aber kaum sind wir wach, so singen sie uns wieder das alte Lied vom Vetter Michel, oder, wie es jetzt heißt: „Sie sollen ihn nicht haben."

Es gab eine Zeit, wo mir Arndt alles aussprach, was ich fühlte, wo er auf alles antwortete, was ich nur fragen mochte. Süße Jugend, heilige Beschränkung der Begriffe! Dann aber ging mir eine neue Welt auf, in der der Brocken gegen die Alpen eine Kastanie ist. Ihr Jüngern, die Ihr dies leset: Ihr habt alle denselben Weg zurückgelegt, und ich spreche hier im Namen dieser Jüngern aus, daß der Versuch, uns wieder aus dem ersten Dezennium der von den Brockengeistern gehaßten Julirevolution zurückzuschleudern auf 1813, nicht gelingen wird.

Wir wollen auf unserer Hut sein, Brüder! Lassen wir kleinlichen Hader, lassen wir persönliche Fehde und rücken wir härter zusammen. Wer sind die geheimnißvollen Mächte, die an allen Orten und Enden die alten, verfallenen Schleusen herstellen und öffnen? Wer leiht dem veralteten Wesen und seinem Ausdruck so windschnelle Verbreitungsflügel? Wer will uns wieder zu Deutschen machen, wo wir nahe daran waren, freie Deutsche zu sein? Gäb' es hier vielleicht statt Schicksals-Zwirnsfäden, die das Ganze leiteten? Wir wollen darauf schweigen und unsere Augen nur deshalb zusammendrücken, um schärfer zu sehen.

Ein Naturgesetz ist da. Es heißt: die Zeiten integriren sich. So wollen wir uns trösten. Das, was wir gewonnen haben seit zehn Jahren, will das Gute an den alten Erfahrungen noch in sich aufnehmen, will es noch mitnehmen auf die Reise zum bessern Ziele. Aber

wachet, daß der blinde Passagier uns nicht den Weg zeige, den wir lange vor ihm kannten. Wachet, daß wir die schmerzlichen Errungenschaften zehn schwerer Jahre nicht einem blinden Enthusiasmus opfern!

Was wir vom Brocken und dem Harze mitnehmen wollen, sei: Ein gesunder, frischer Luftzug, der der Wange die lachende Apfelröthe giebt! Zufriedenheit mit unserm eigengebackenen Brot, dem Käse auf dem Teller und der Wurst im Schornstein! Achtung auch vor'm Gesange des Zeisigs, des Buchfinken und des Hänflings! Gute protestantische Gesinnung, doch nicht allzunüchtern! Den Sagenschatz des Kyffhäusers und den blauen, treuen Himmel über der goldenen Aue! Das alles sei herzlich willkommen, aber weg mit dem Behäbigen, Nüchternen, weg mit Euren Göttinger Doktrinen, mit der norddeutschen Ofenhockerei, die sich die kahlen Hinter-Elbgegenden mit allerhand affektirten Schemen bevölkert und in den Tabacksdampf der Pfeife allerhand gedankenloses Zeug von Anno damals hineinbläst und im Gothaer Allgemeinen Anzeiger und dem geheimen Plauderstübchen der Dorfzeitung seinen politischen Katechismus findet. Weg mit dieser unverwüstlichen Neigung der Deutschen, bei jeder Frage, wenn sie nur gefahrlos und trivial ist, Chorus zu machen! Weg mit dieser überhitzten Schwärmerei für das „Ewig-Gestrige," wie es Schiller nennt!

Ach, wie verworren sind wieder die Begriffe, wie erlogen unsere Stimmungen! Hat der Cölner Handel uns

irr gemacht? Hat die Aqua toffana Roms ihre Wirkungen begonnen? Haltet zusammen, Deutsche! Prüfet die flüchtigen Schatten, die an Euch vorüberhuschen! Glaubet alles, nur Nichts den Zeitungen! Verbrennt jede Zeitung, nachdem ihr sie durchflogen habt! Sie wimmeln von Lügen, sie sind voller Bosheit und Jesuitenränke. Glaubet Einem, der das Treiben innerlichst durchschaut, der diese Kreuze und Sterne in den Correspondenzen aus Wien, Berlin, Frankfurt, aus Paris und London kennt, diese †† und *** und ♀ und ♃ und ♂ und △ — glaubt mir, Ihr werdet entsetzlich belogen! Wo es heißt: man jubelte, da soll es heißen: man weinte; wo es heißt: man betete, da soll es heißen: man fluchte. Bildet Euch selbst Euer Urtheil! Ihr habt seit 50 Jahren so viel erfahren, daß Ihr wohl selbst dazu reif seid.